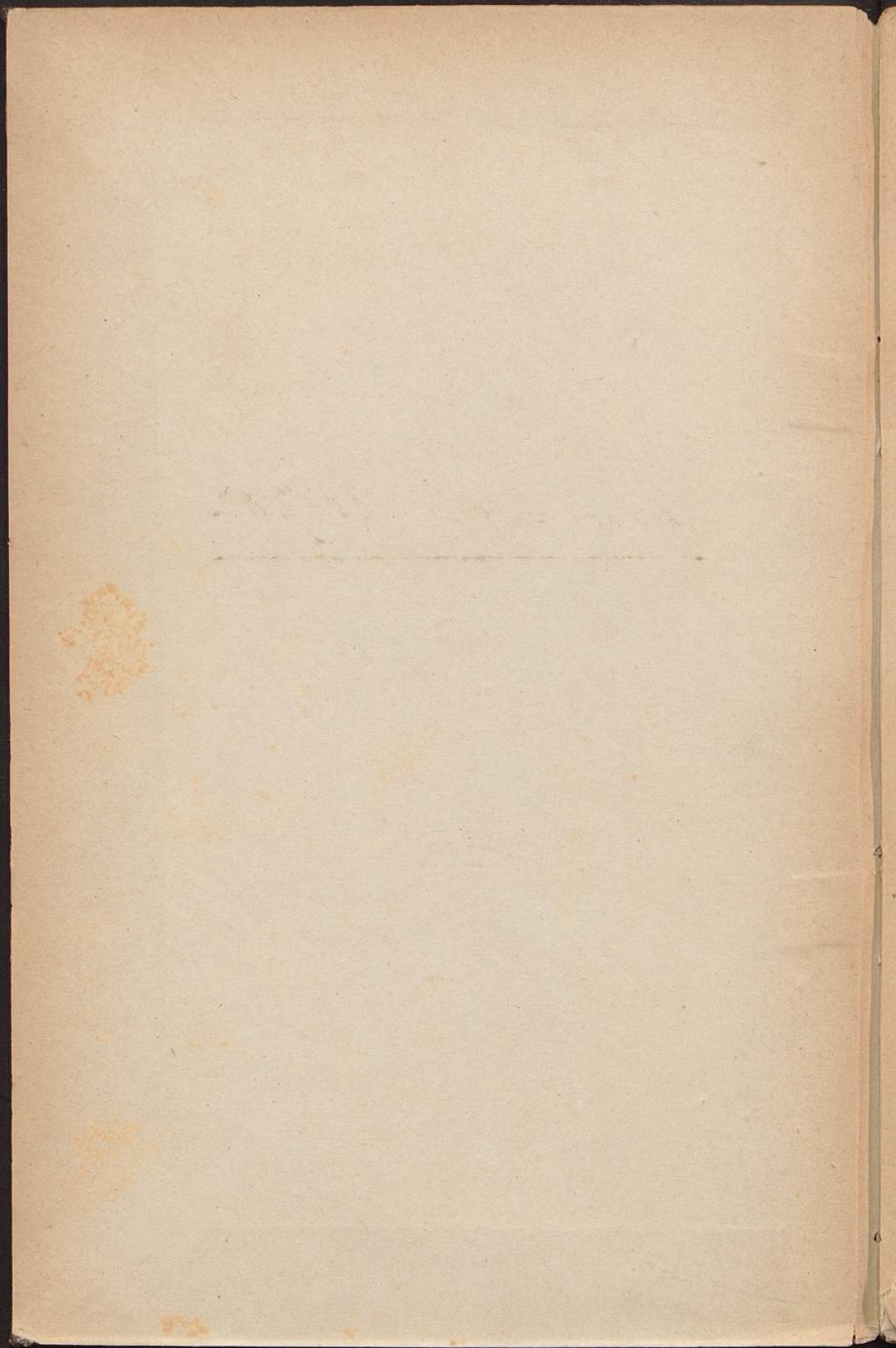


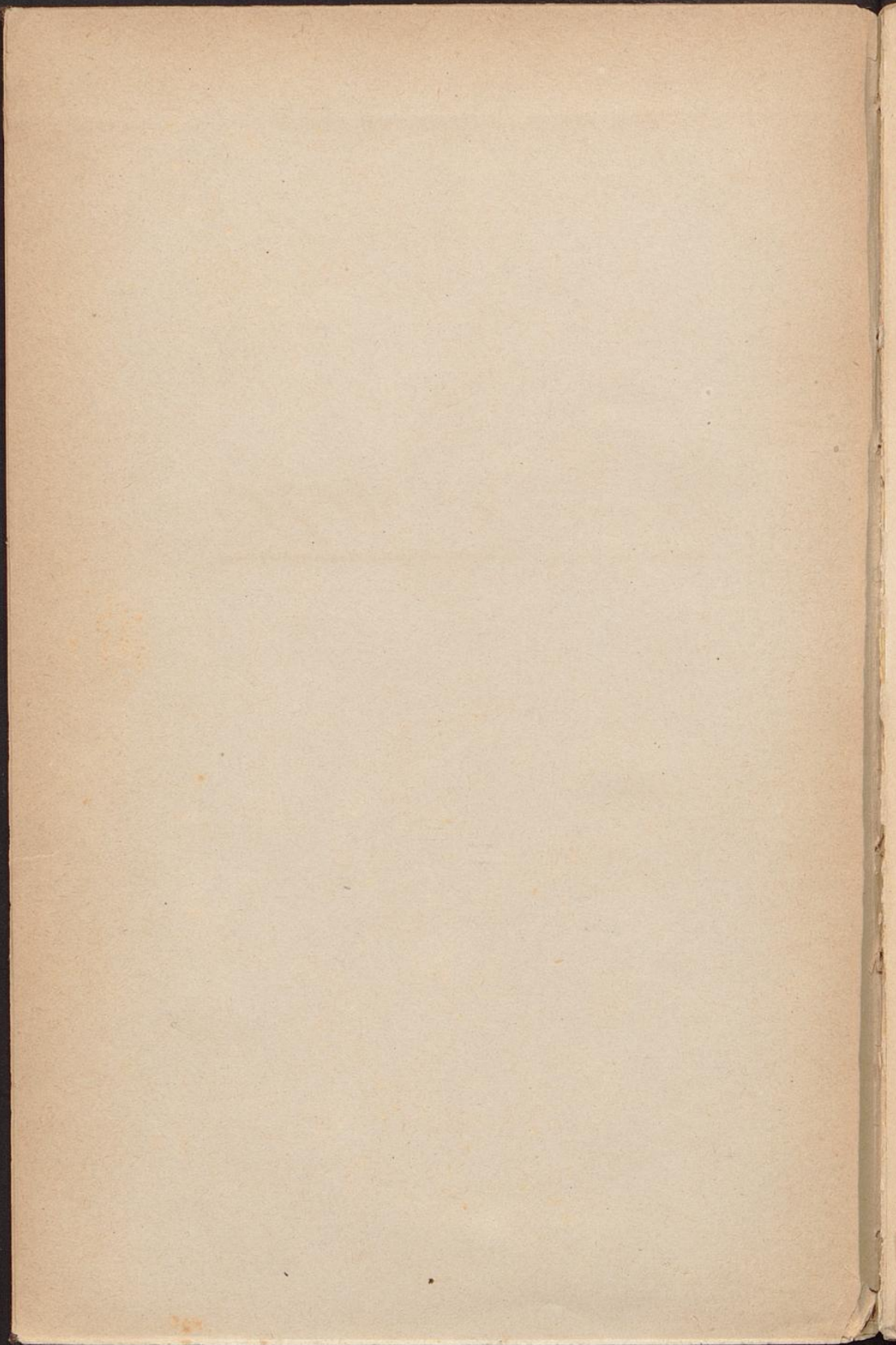


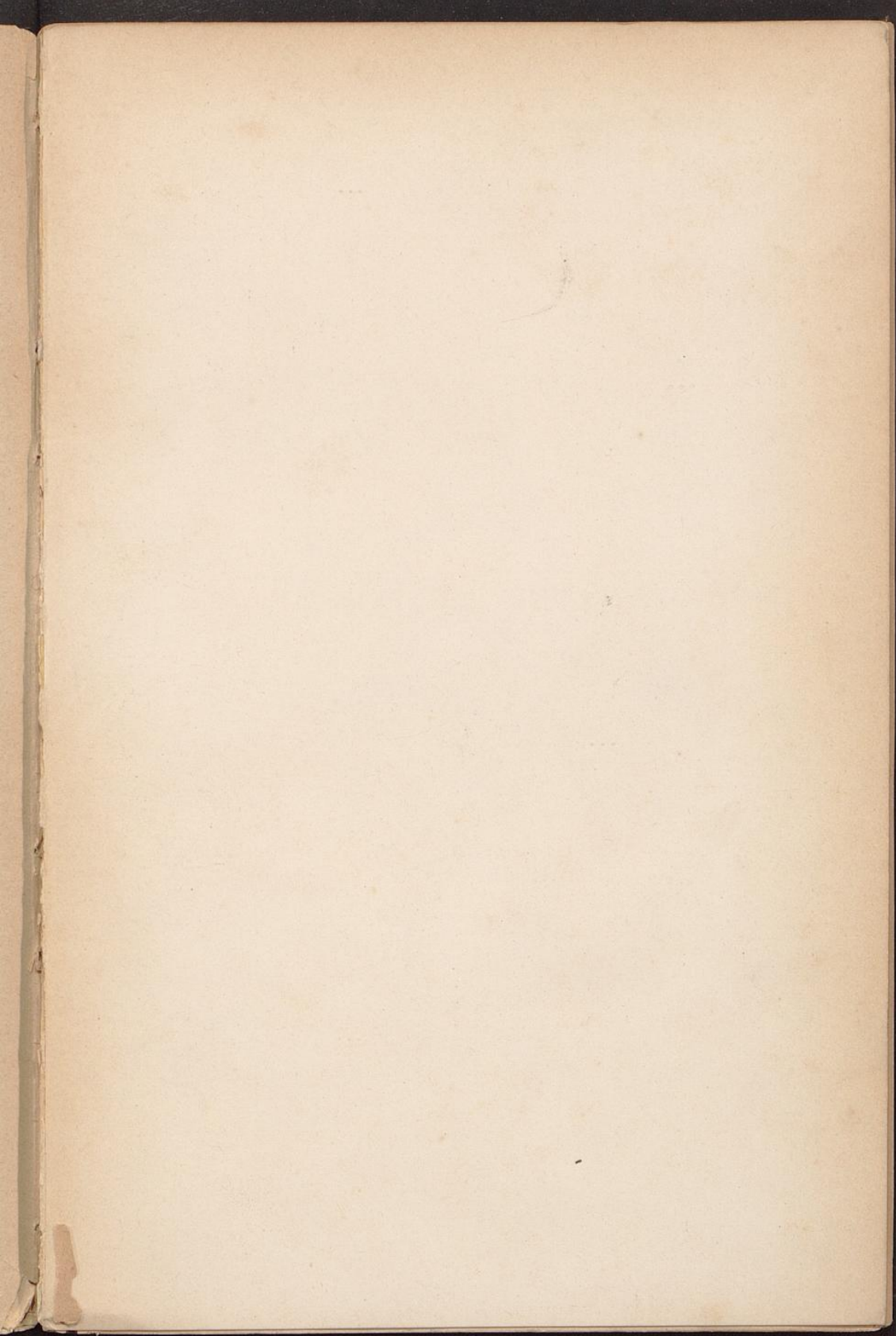
Biem.  
c.  
2070.

Seuling.  
—  
Christian  
Rutenberg.  
—



Brem. c. 2070.





Zur Erinnerung

an

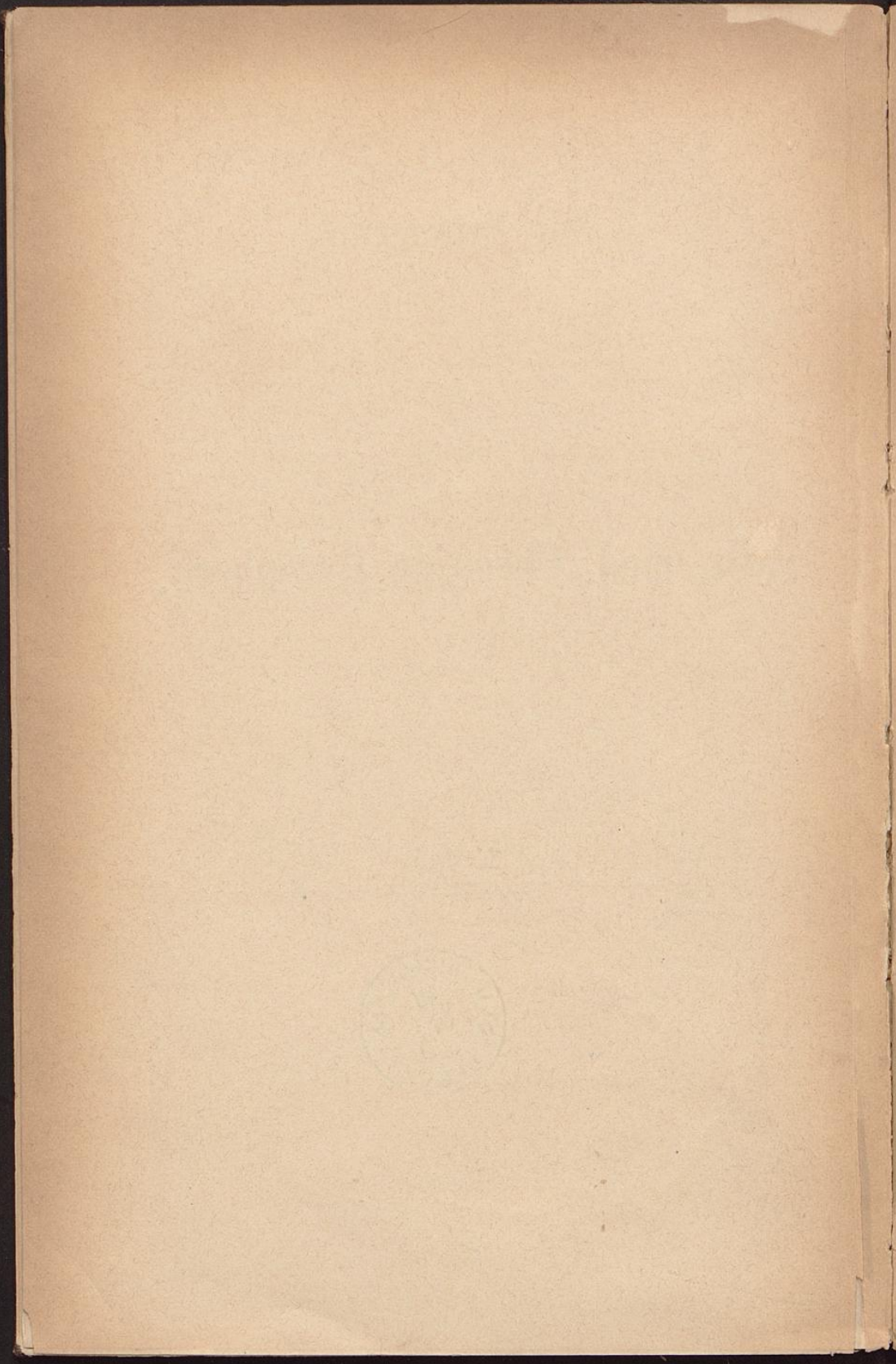
Dr. med. Christian Rutenberg.



BREMEN.

Druck von Carl Schönemann.

1880.



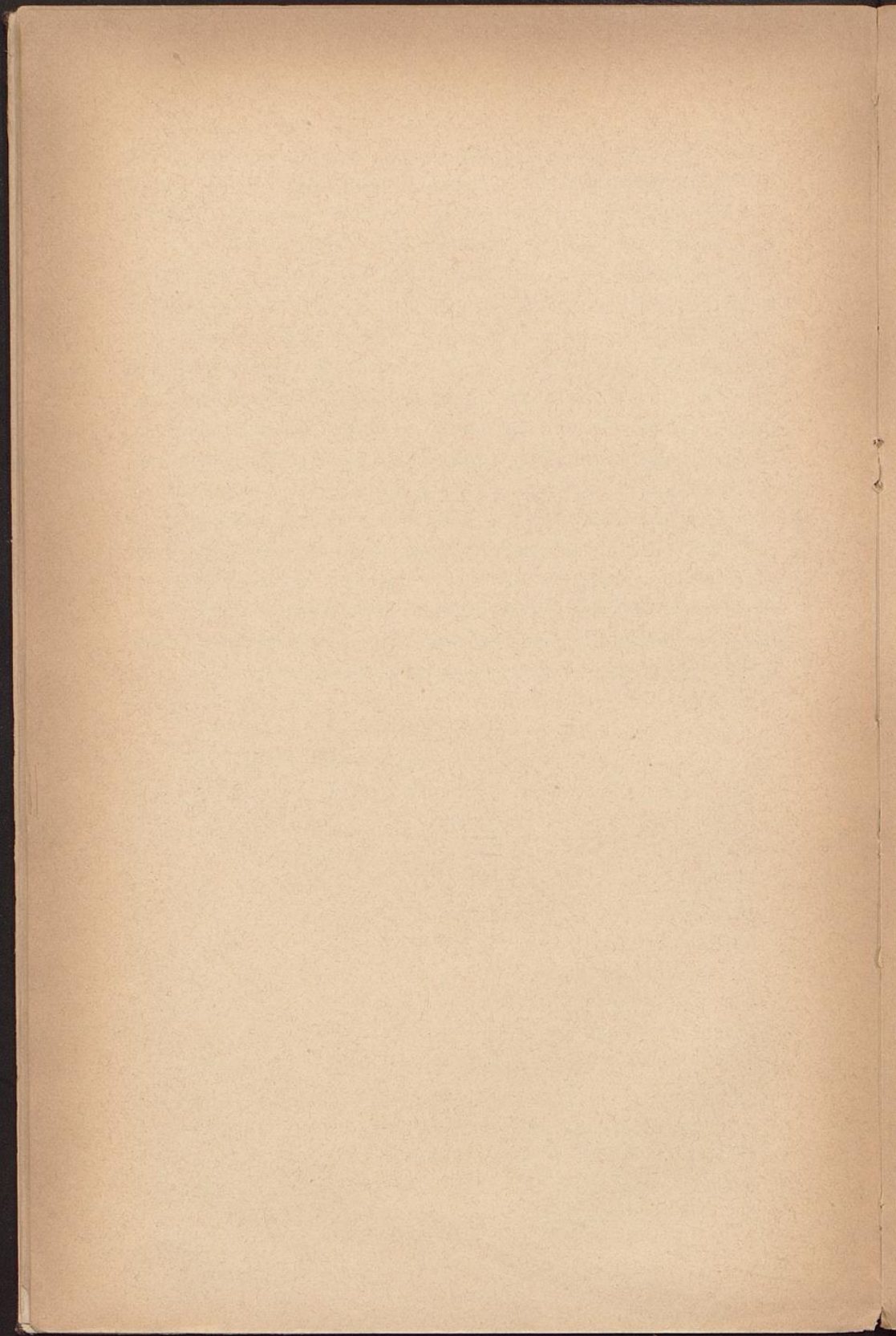
Wenn die Blätter fallen  
In des Jahres Kreise,  
Wenn zum Grabe wallen  
Entnervte Greise,  
Da gehorcht die Natur  
Ruhig nur  
Ihrem alten Gesetze,  
Ihrem ewigen Brauch,  
Da ist nichts, was den Menschen entsetze!  
Aber das Ungeheuere auch  
Lerne erwarten im irdischen, Leben!  
Mit gewaltiger Hand  
Löset der Mord auch das heiligste Band,  
In sein stygisches Boot  
Raffet der Tod  
Auch der Jugend blühendes Leben!

Mit herzlicher Liebe und Theilnahme hing Christian Rutenberg an seinen Eltern und Geschwistern; mit berechtigtem Stolze und den freudigsten Hoffnungen verfolgten Verwandte und Freunde das rastlose Streben des jungen Mannes. Nicht eitle Ruhmsucht war es, die ihn von einem Unternehmen zum anderen trieb, sondern der unbesiegbare Drang seine Kenntnisse zu vermehren und der wahren, echten Wissenschaft zu dienen. Schon in seiner Jugend war es die Erde und ihre Bevölkerung, die sein lebhaftes Interesse erweckte. Darum waren Wanderungen und weite Reisen seine grösste Lust. Als dreizehnjähriger Knabe besuchte er Dänemark und den südlichen Theil von Schweden, als achtzehnjähriger Jüngling die Schweiz und Dalmatien. Das Studium der Botanik und der Naturwissenschaften erfüllten ganz seine Seele und der operativen Medicin sollte, wenn die Wanderlust befriedigt wäre, sein Leben gewidmet sein. In den bedeutendsten Kliniken Deutschlands hatte er sowohl in seiner Studienzeit als auch nach frühzeitig absolvirtem Staatsexamen fleissig gearbeitet, und eine Reihe von kleinen Abhandlungen in medicinischen Zeitschriften geben Zeugnis von seiner scharfen Beobachtungsgabe und seinem praktischen Sinn. Sein Wunsch auch praktisch seine Kenntnisse zu verwerthen, hatte ihn schon 1870 unter die Schaar der Johanniter nach Forbach und 1876 nach Serbien geführt und

an beiden Orten war er eifrig bemüht, gleichzeitig Land und Leute in ihrem Leben und Treiben kennen zu lernen. Aber mehr noch als die Länder Europa's reizten den kühnen Muth des jungen Mannes die unwirthlichen, weniger bekannten Theile Amerika's und Afrika's. Darum wünschte er sehnlichst als Schiffsarzt auf einem deutschen Kriegsschiffe eine Reise um die Erde zu machen, und als sich dieser Wunsch nicht realisiren liess, entschloss er sich im April 1877, als er sich gerade in London aufhielt, eine Reise nach Südafrika zu unternehmen. Er fuhr zunächst nach Lissabon, wo er sich von dem Präsidenten der dortigen geographischen Gesellschaft einige Empfehlungsschreiben an portugiesische Häuser an der Ostküste Afrika's erbat, und begab sich dann zu Schiff nach Capstadt. Von hier setzte er am 31. Mai auf einem schwerfälligen, mit zwölf Maulteseln bespannten Zeltwagen die Reise nach Natal fort. Schon auf der Fahrt durch die Karroo, der „Lüneburger Haide Südafrika's“, lernte er die Unbequemlichkeiten der Reise durch wenig civilisirte Länder kennen, aber er hatte doch immer noch Reisegefährten, mit denen er sich über die verschiedenartigsten Gegenstände unterhalten konnte. Am 28. Juni erreichte er Kimberley in Griqualand, dessen ausführliche Schilderung wir später nach den eigenen Aufzeichnungen unseres kühnen Reisenden wiedergeben wollen (A). Vom Kimberley fuhr dann Rutenberg auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, dem in Südafrika üblichen Transportmittel, über Blomefontain, die Hauptstadt des Oranje-Freistaats, nach Masera im Bassutolande, einer baumlosen, mit Gras bewachsenen Hochebene, deren bedeutendste Höhe, den Machacha, er erstieg (B). Dann ging es zu Pferde weiter am Caledon, einem Nebenfluss des Orange, entlang in nördlicher Richtung bis zum Schneidepunct des Maluti- und Khalambagebirges, wo der viel besprochene Mont-aux-sources, das Quellgebiet des Oranje, Elands und Tugela, die Wasserscheide der Zuflüsse des atlantischen und indischen Oceans, auf's Neue seinen Forschertrieb anregte (C). Vom Mont-aux-sources beeilte sich Rutenberg nach Port d'Urban zu kommen, um zu Schiffe nach der Delagoabai zu fahren, da er ursprünglich den Plan hatte, durch Mozambique nach dem Nyassa-See vorzudringen. Aber als er in Pietermaritzburg anlangte, erfuhr er, dass in den nächsten vier Wochen kein Dampfer nach der Delagoa-

bai abginge. Deshalb entschloss er sich, in der Zwischenzeit einen Ausflug nach Mauritius und Madagaskar zu unternehmen und schliesslich über Zanzibar und Aegypten die Heimreise anzutreten. Leider fesselte ihn aber der eigenthümliche Reiz dieses „gelobten Landes der Naturforscher“ so sehr, dass er die Zanzibarreise aufgab und trotz der zahllosen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, trotz der vielen Leiden, die er zu erdulden hatte, immer auf's Neue versuchte, in den bisher noch wenig bekannten westlichen Theil der Insel einzudringen. Diesem Streben ist der Kühne zum Opfer gefallen; es war ihm nicht vergönnt, sich am heimischen Herde der schönen Erfolge seines unermüdlichen Forschungseifers zu freuen! Sein Tagebuch allein giebt uns jetzt Kunde von dem, was er erlebt und erlitten. Welche Bereicherung würde unsere Erd- und Völkerkunde erfahren haben, wenn er selbst im Stande gewesen wäre, seine Notizen hier in Ruhe zu bearbeiten, während ich ihm jetzt nur den letzten Freundesdienst erweisen kann, indem ich eine dürftige Zusammenstellung seiner Aufzeichnungen in den nachfolgenden Blättern theilnehmenden Lesern übergebe.

Dr. H. Neuling.



## I. Südafrika.

---

### A. Kimberley und die Diamantengruben.

Schon aus weiter Ferne erblickt man die blinkenden Eisenblechhäuser von Kimberley, neben denen noch einige Zelthäuser und Lehnhütten gewissermassen als Gedenkzeichen der früheren Armuth des Orts stehen, denn erst seit wenigen Jahrzehnten hat die Aufindung von Diamanten hier einen plötzlichen Umschwung aller Verhältnisse herbeigeführt. Vor der Stadt liegt das Gouvernementsgebäude mit dem von einem einfachen Drahtgitter umschlossenen Gouvernementsgarten, in welchem einige dunkelbelaubte Bäume und Büsche sorgsam gepflegt werden, um der kahlen Ebene wenigstens etwas Reiz zu verleihen. Dann folgt das Hospital, das vor den übrigen Häusern sich durch zwei Schornsteine auszeichnet, da die gewöhnlichen Wohnhäuser dort keine Oefen beherbergen und die Küchen in besonderen Häusern daneben eingerichtet sind. Am Schneidepunkte der beiden Hauptstrassen der Stadt liegt ein ziemlich hohes Blechhaus mit grossen Fensterscheiben, die Synagoge, an welche sich dann eine Menge zum Theil recht freundlicher Häuser, mit Veranden und Vorgärten versehen, anreihet. Der Marktplatz ist viereckig und ziemlich gross, umgeben von den magistrats buildings, verschiedenen offices u. a., während in der Mitte das Haus des Marktmeisters steht. Ende der sechziger Jahre waren die ersten Diamanten am Flusse gefunden worden, und mit grossem Eifer wurde nun das Flussbett durchwühlt (river digging). Immer wieder glaubte man eine neue, ergiebigere Fundstätte aufgedeckt zu haben, aber Viele wurden enttäuscht und Kimberley blieb jahrelang ein unbedeutender Ort. Da fand man plötzlich auf einer flachen Anhöhe (kopje) Diamantenspuren und nun begann das Schürfen und Minen-graben (dry digging). Der ganze Boden ist hier mit einer Sandschicht bedeckt, die nur wenige Zoll tief ist. Schon hier fand man

Diamanten, weshalb man nur diese Erdmasse durchsuchte und in der Tiefe nichts mehr finden zu können glaubte. Später erkannte man, dass der eigentliche diamondiferon soil, die unter dem rothen Sande liegende gelbe Erdschicht (gravel) sei, welche von einer an der Sonne sehr rasch verwitternden und daher bei dem Minengraben gefährliche Nachrutschungen bewirkende Felsmasse, reef genannt, rings umschlossene Höhlung ausfüllt. Diese gravel-Schicht hat sich nun bei Kimberley, Old de Beers, Dutoitspan und Bultfontein gefunden und auch hier wurden noch oft die Erwartungen getäuscht, indem man nach geringer Abgrabung schon auf die reef-Schicht stiess, so dass eine Mine (claim) nach der anderen wieder eingehen musste. Jeder claim ist ca. 9 Quadratmeter gross und wird je nach der Reichhaltigkeit an Diamanten von dem mining board (Grubenamt) eingeschätzt. (Die besten claims kosten 5000 Pfd. St.) Zwischen den einzelnen claims laufen (I—XIII) numerirte Strassen, auf denen die herausgegrabene Erde fortgeschafft wird. An der Nord- und Südseite treten jetzt schon die Felsen nackt zu Tage, an der Ostseite ist dagegen eine frühere Ausschachtung durch einen reef-Rutsch wieder ausgefüllt; an der Westseite endlich wird noch die reichste Ausbeute gehalten, und auch wohl noch für lange Zeit fort dauern, da hier die gelbe Schicht etwa 20 Meter tief ansteht. Unter derselben fand man an einer Stelle eine bläuliche Erdschicht, die man anfangs wieder für diamantenarm hielt, bald aber auch schätzen lernte. Man ist jetzt an einzelnen Stellen bis zu einer Tiefe von 60 Meter eingedrungen, an anderen Stellen hat das Einspringen von Felsadern das Vordringen gehindert oder die geringe Ergiebigkeit der Erdmasse den claimholder entmuthigt. Im Grossen und Ganzen aber muss auf Anordnung des mining board von allen claimholders gleichmässig weitergearbeitet werden, bei Strafe des Verlustes ihres Besitzrechtes an der Grube. Zur Entfernung des von allen Seiten zusammenrinnenden Wassers ist in der Mitte der Grube ein Graben angelegt, zu welchem jeder claimholder das Wasser aus seiner Parcellen abführen muss. Einer der reichsten Gräber, Herr Hall, Besitzer von 20 claims, hat eine Dampfmaschine errichtet, mittelst deren er das Wasser aus der Grube in seine Diamantenwäschereien heben lässt, wofür ihm von den übrigen Theilhabern an der Grube anfangs 1000 Pfd. St., jetzt 500 Pfd. St. wöchentlich (monatlich?) Entschädigung gezahlt werden. Die blaue Erde ist sehr hart und muss mit der Spitzhacke losgebrochen, ja sogar losgesprengt werden, was gewöhnlich des Abends geschieht. Manchmal findet man schon beim Hacken Diamanten; gewöhnlich aber erst beim Waschen der Erde. Die Eimer (buckets), in welchen man die Erde aus der Grube

an die Oberfläche befördert, werden auf je 2 dicken Drahtseilen durch Handräder-Göpelwerke oder Dampfmaschinen emporgezogen und dann in grosse hölzerne Tröge entleert, aus welchen der kostbare Stoff wieder in die bereitstehenden zweiräderigen Karren geschaufelt wird. Man arbeitet in der Grube von Sonnenaufgang bis zum Untergange mit einer halbstündigen Mittagspause, die durch das Pfeifen einer Dampfmaschine angezeigt wird. Die Arbeiter, Kaffern, sind meist nackt, oder doch nur mit alten rothen englischen Soldatenjacken bekleidet und stehen gewöhnlich unter europäischen Aufsehern.

Die Wäschereien liegen von der Grube ziemlich weit entfernt. Zunächst wird die ausgegrabene Erdmasse auf dem Boden ausgebreitet, um an der Sonne zu verwittern, dann wird sie zerklopft, wieder mit Wasser angefeuchtet, bis sie ganz krümelig wird, was oft Monate lang dauert. Sodann beginnt das eigentliche Waschen: die Erde wird in einem grossen Troge stark mit Wasser gemischt, hierauf in einen rinnenförmigen Trog geschwemmt, wobei die grösseren Kieselsteine durch ein Drahtnetz zurückgehalten werden. Durch kreuzförmige Eisenzinken wird die Masse fortwährend umgerührt, wobei die leichteren Bestandtheile in einen neuen Trog gleiten, während die gröberen auf dem Boden liegen bleiben und des Abends nach Diamanten durchsucht werden. Natürlich muss die Erde mehrmals mit frischem Wasser durchgewaschen werden und da die ausgewaschene Erde schliesslich auf den Boden fällt und diesen allmählig immer mehr erhöht, so müssen immer höhere Gerüste aufgeführt werden, um dem Schlemmwasser das nöthige Gefälle zu geben, und Pumpen oder Eimer tragende Kaffern sind stets in Bewegung, um das nöthige Quantum herbeizuschaffen. Durchschnittlich werden 30—40 loads (Ladungen) zu je 4 buckets an einem Tage gewaschen. Die Kaffern stehen natürlich unter sehr strenger Kontrolle, damit sie nicht Diamanten stehlen, und wer von einem Kaffern Diamanten kauft, wird schwer bestraft mit Gefängnishaft oder körperlicher Züchtigung. In Dutoitspan und Old de Beers werden die Minen in ähnlicher Weise bearbeitet wie in Kimberley, doch sind sie nicht so umfangreich.

### B. Besteigung des Machacha.

Rutenberg beabsichtigte, von Kimberley weiter nach Nordost vorzudringen, als er aber den Caledon überschritten und Masera, den Sitz des Royal Commissioner für Bassutoland, erreicht hatte, wurde ihm dringend davon abgerathen, da jener Landstrich so gut wie unbewohnt sei und nicht einmal Holz zum Feuermachen biete. Um nicht ganz vergeblich in dieser Richtung vorgedrungen zu sein,

entschloss sich Rutenberg daher, den Machacha zu besteigen und seine Höhe mittelst seines Aneroidbarometers zu messen. Auf einem gemietheten Pferde, begleitet von Thomas, einem Neffen des alten Basutohäuptlings Moschesch, mit dem er sich in holländisch-plattdeutscher Sprache einigermaßen verständigen konnte, verliess er um 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Morgens Maseru und ritt in nordöstlicher Richtung über Hochebenen und zwischen Felspartien in 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden zum Store eines gewissen Goodman. Die Hütten der Eingeborenen sind meist aus Stroh geflochten, einem Bienenkorbe ähnlich, oder sie bestehen aus Lehmmauern, die von einem runden Strohecke bedeckt sind. Eine weitere, mit einer niederen Oeffnung versehene Strohwand umschliesst den vor der Hütte liegenden Hof. Doch erblickt man überall Spuren vordringender Civilisation: Zeltwagen, Pflüge, bebautes Land und fleissige Arbeiter. Nur die Wege sind durchgängig schlecht, so dass man selbst die leichten zweiräderigen Karren mit zwei, ja mit vier Pferden oder Ochsen bespannen muss, um einigermaßen rasch weiter zu kommen. Der kleine Caledon hat vielfach breite Spalten durch den Weg gerissen, der nach Thaba Bosigo, dem französischen Missionsgebäude am Fusse des Hochgebirges, führt. Durch einen Brief des Royal Commissioner Griffith an den Missionar Monsieur Jouses empfohlen, fand Rutenberg hier freundliche Aufnahme. Man warnte ihn aber, die Besteigung des Berges allein mit dem Bassuto zu wagen, weshalb er brieflich den Clerk des Herrn Griffith, Herrn Davies, ersuchte, ihn zu begleiten. In der Zwischenzeit, die bis zum Eintreffen der Antwort verstrich, lernte Rutenberg das Leben dieses thätigen Missionars näher kennen: derselbe hatte eine Art Mädchenpensionat angelegt, in welchem er mit Hilfe einer Lehrerin 45 Mädchen im Alter von 14—18 Jahren in Lesen, Schreiben und Handarbeiten unterrichtete und recht erfreuliche Resultate erzielte, trotzdem er mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Im Anfange seiner Thätigkeit, die er nun schon seit 20 Jahren betrieb, hatten ihm die Bassutos sein Haus zerstört und seine Bücher vernichtet, jetzt war er allgemein beliebt und wurde ausser um geistlichen Beirath auch in allerlei leiblichen Nöthen consultirt, wobei er sich namentlich der Blätter des Eucalyptus mit Erfolg als Heilmittel gegen mancherlei Leiden bediente.

Als von Herrn Davies leider eine ablehnende Antwort eintraf, entschloss sich Rutenberg, mit seinem Begleiter Thomas allein den Machacha zu besteigen. Am folgenden Morgen (19. Juni) nach eingenommenem Frühstück machte er sich zu Pferde auf den Weg, der anfangs in einem Seitenthale des kleinen Caledon in ONO.-Richtung an einem romantischen Felsen, Kiloan, vorbei steil bergan führte

und um so beschwerlicher war, als der Boden breite Spalten hatte, die wahrscheinlich durch das im Grunde wühlende Wasser entstanden sind. Nur wenig Buschwerk und einige Kaffernhütten unterbrachen den monotonen Anblick der Landschaft. Die Pferde kletterten langsam an den treppenartigen Felsabhängen hinauf, bis eine trockene Grasenebene ein rascheres Weiterkommen ermöglichte. Aber schon nach Verlauf von wenigen Stunden machte Thomas in der Nähe eines Dorfes Halt und begann die Pferde abzusatteln. Rutenberg glaubte, dass nun die Fusswanderung beginne, doch wollte Thomas nur in dem Dorfe frische Pferde nehmen. Als diese Absicht sich als unausführbar erwies, verabredete er mit einem Burschen des benachbarten Dorfes, dass einige Leute mit frischen Pferden ihnen nachkommen sollten. Die Hoffnung, die Spitze des Berges bald zu erreichen, wurde auch dadurch getäuscht, dass sich wieder ein steil abfallendes, tiefes Thal öffnete, an dessen Wänden die beiden Reiter nur mühsam hinab und wieder hinaufklimmen. Aber um Mittag war doch der Fuss des eigentlichen Bergkegels erreicht; bald kamen auch die Leute mit den bestellten Pferden, und während nun der Eine zur Wache zurückblieb, machte der Andere den Führer auf dem durch Felsen und abschüssige Grasflächen sehr beschwerlichen Wege. Die nicht von den Sonnenstrahlen berührte Seite des Berges zeigte sich noch hart gefroren und mit Reif bedeckt. Die Neger hatten beim Klettern einen entschiedenen Vortheil vor Rutenberg, da sie mit ihren unbedeckten Füßen auf den häufig zu überschreitenden geneigten Felsplatten weit sicherer ausschreiten konnten. Die Aussicht auf die rings umher liegenden wellenförmig ansteigenden Vorberge war nicht den Erwartungen Rutenberg's entsprechend, da in Folge der unter den Bassutos herrschenden Sitte, zur Winterszeit das Gras abzubrennen, um im Frühjahr junges zarteres Futter für das Vieh zu haben, die ganze Atmosphäre mit einem unserem Höhenrauche ähnlichen Dunste erfüllt war. Nach einstündigem Klettern war die Höhe des Vorberges erreicht, von wo ein zur Seite steilabfallender Grad nach der Hauptspitze des Machacha hinüberführte. Im Schatten einer circa 120 Meter hohen senkrecht aufsteigenden Felswand lag eine Menge Schnee, der den ermüdeten Wanderern einige Erquickung bot. Nach kurzer Rast ging es über ein Gewirr von Felsblöcken auf die höchste Kuppe, die endlich um 3 Uhr Nachmittags erreicht wurde. Der Barometerstand ergab eine Höhe von 9458 Pariser Fuss. Wie Rutenberg befürchtete, hinderte der Rauch der brennenden Grasflächen eine weitere Aussicht, aber in der Nähe zeigten sich doch die nach Südosten streichenden Schneeberge (Maluti), meist regelmässige, mit Gras bewachsene

Bergkegel kettenförmig an einander gereiht, hinter welchen der hier Sinku genannte Oranjefluss dahinströmt. Die Grenze des Bassutlandes, das Malutgebirge, konnte Rutenberg von hier aus überschauen, aber über das, was weiter nach Osten sich finde, konnte er sich keine nähere Kenntnisse verschaffen. Nach einstündiger Rast, wobei die Wanderer wieder ohne Nachtheil für ihre Gesundheit Schneewasser, welches in einer Steinhöhlung aufgethaut wurde, genossen, begann der Abstieg, aber hier drohte das von Thomas der Landessitte gemäss angezündete Gras den Weg zu sperren, so dass auf mancherlei Umwegen erst gegen Dunkelwerden die Stelle erreicht wurde, wo die Pferde rasteten. Nun ging es im Galopp über die schwarz gebrannten Flächen hinab, wobei der Mond mit seinem gelben Lichte ein freundlicher Wegweiser war. Rings zeichneten die Berge mit ihren brennenden Wiesen ihre Umrisse in den verschiedensten Formen am dunkeln Himmel ab, weit überragt von dem in hellen Flammen stehenden Gipfel des Machacha. Spät Abends langten die Reiter in einem kleinen Dorfe (Bejan) an, wo die Männer zu feierlichem Empfange sich um ein grosses Feuer gelagert hatten. Rutenberg musste den Ehrensitz auf einem kleinen Holzstuhle einnehmen und aus der kreisenden Schale voll Lilin (einem weissgrauen, milchähnlichen, sauer schmeckenden Gebräu aus Kafferkornmalz) trinken, während zwei Bassutos mit ihren Instrumenten musicirten. Das eine Instrument besteht aus einer Gänsefeder, welche an ein Stück Holz gebunden ist und als Blasinstrument gebraucht wird, dessen schnarrenden Ton der Bläser durch ein glucksendes Geräusch der Gurgel modulirt; das andere wird aus einer trockenen offenen Kürbisschale hergestellt, über welche eine Saite gespannt ist, die mit den Fingern gespielt wird, wobei wieder jenes Glucksen die Begleitung bildet. Als das Feuer allmählich erlosch, wurde Rutenberg mit seinem Begleiter in eine Hütte geführt, wo für sie eine Ochsenhaut als Lagerstätte ausgebreitet war. Mit Hülfe der mitgenommenen Decken und eines Gummikissens hätte sich zwar ein ziemlich bequemes Lager daraus herstellen lassen, wenn nicht die Menge des Ungeziefers gar zu lästig gewesen wäre. Am folgenden Morgen versammelte man sich wieder um ein Feuer, trank Lilin und rauchte aus einer sehr primitiven Wasserpfeife, die aus einem mit Wasser gefüllten Ochsenhorne bestand, in welches ein Bambusrohr mit einem thönernen oder metallenen Pfeifenkopf gesteckt war. Als „Taback“ diente pulvisirter Hanf. Es gehören aber die dicken Kaffernlippen dazu, um die breite Hornöffnung zu überspannen und so den Rauch einzusaugen. Hat der Kaffer den Mund voll Rauch, so nimmt er noch einen Schluck Wasser, welches

er schliesslich durch ein langes, aufgeschnittenes Bambusrohr wieder auf die Erde laufen lässt, wo sich allmählich ein mit platzenden Rauchblasen bedeckter kleiner See bildet. Dieses Hanfrauchen soll ähnlich berauschend wirken, wie das Haschisch der Araber. Doch kommt schon jetzt die durch die Europäer importirte kleine Tabackspfeife mehr und mehr in Gebrauch. Auch die Pferde sind erst seit etwa zwanzig Jahren eingeführt, während man sich früher der ziemlich schlechten Kühe als Zugthiere bediente, und in den Wohnstätten hat die Civilisation ähnliche Aenderungen hervorgebracht: an Stelle der kreisrunden, aus Stroh geflochtenen Hütten erbauen die Kaffern jetzt viereckige Häuser aus Lehm und pflanzen in den mit Lehm glatt ausgeschlagenen Vorhöfen die weit sichtbaren Gummibäume. Nur in den Dörfern der Häuptlinge hat sich noch die Sitte des Tätowirens erhalten: Die Weiber, aber auch manche Männer, zeichnen sich in das Gesicht drei blaue Linien, die am Ohre anfangend, nach den Augen, den Mundwinkeln und dem Unterkinn verlaufen. Manchmal färben sie sich auch mit einer eigenthümlichen Erdart ganz roth. Die Arme und Beine schmücken sie mit Ringen, und die Frauen tragen noch um den Hals breite Messingplatten. Die Hautfarbe der Bassutos schwankt zwischen tiefem Schwarz und hellem Gelb.

### C. Besteigung des Mont-aux-sources.

Auf der Tour nach Natal fand Rutenberg am Fusse der Roodeberge freundliche Aufnahme in dem Hause des Missionärs Mäder, der ihm eifrig zuredete, den nahe gelegenen Mont-aux-sources zu besteigen, auf welchem nach der Aussage der Eingebornen der Oranjefluss (Sinku) entspringen sollte. Auch Herr Griffith hatte früher erzählt, dass Oranje- und Tugelaquelle nur einen Büchenschuss weit von einander entfernt seien. Freilich cursirten über die Lage dieses Punctes unter den Umwohnenden die allerwidersprechendsten Gerüchte. Dies reizte natürlich den kühnen Muth unseres Reisenden und da Herr Mäder ihm gern behülflich war bei der Herbeischaffung von Pferden, und überdies ein nahewohnender Händler, dessen kranke Frau Rutenberg sofort in Behandlung nahm, sich zur Begleitung bereit erklärte, so entschloss sich Rutenberg, den Berg aufzusuchen. Am 1. August 1877 ging er, begleitet von dem Diener des Händlers (der letztere lehnte schliesslich doch die Begleitung ab) zu dem benachbarten Kraal des Häuptlings Maslajuan, der ihm Pferde und zwei junge Leute als Führer gab, und nachdem er in dessen Hütte noch eine unruhige Nacht verbracht hatte, machte er sich am 2. August 8 Uhr Morgens mit seinen beiden, mit Assegais bewaffneten und von sechs

Jagdhunden folgten Kaffern auf den Weg, der anfangs durch das tief ausgewaschene Thal des in der Nähe aus den Bergen kommenden Elands, über eine Menge kleiner Bäche allmählich auf dem rechten Flussufer bergan führte. Immer über abgebrannte Wiesen geht es weiter, fast ununterbrochen steigend, so dass die Pferde bald ermüden und oft still stehen, um sich zu verschnaufen. Die beiden Kaffern erwiesen sich als kräftiger wie die Thiere, denn sie kamen rascher vorwärts, obgleich sie noch Mundvorrath und Decken für das Nachtlager trugen. Endlich gelangten die Wanderer an den Theil des Berghanges, wo die Wiesen aufhören und die nackten Felsmassen sich aufthürmen. Auch hier zeigten die Kaffern gute Ortskenntniss, denn sie wussten immer die besten Stellen zu finden, um ein Steinfeld oder eine jäh abfallende Schlucht zu umgehen. Nach Verlauf eines mühsamen Marsches von etwa einer Stunde erreichten sie den Rand der Hochebene, und nach Ueberschreitung einer kleinen Anhöhe standen sie (2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Nachmittags) plötzlich an einem mit Eis bedeckten Bache, der sich später als die Quelle des Elands ergab. Ein heftiger kalter Wind wehte über die Höhe, als man aber hinter einem von der Sonne beschienenen Felsen Schutz suchte, zeigten die Sonnenstrahlen noch eine solche Kraft, dass der Schweiss an den Gesichtern der mit Thee und Brod sich erquickenden Reisenden herabperlte. Der ganze Aufstieg vom Fusse bis zum Scheitel des Berges hatte fünf Stunden gedauert und der Barometerstand ergab eine Höhe von 10,500 Fuss. Nach kurzer Rast wurden die Pferde wieder gesattelt, um zunächst die Quellen des Oranjeflusses aufzusuchen. Der Bergrücken war flach, lang gestreckt und bot einen guten Ueberblick über die sämtlichen umliegenden Berggruppen. So erkannte denn Rutenberg, dass die Maluti- und Drakensberge nicht eigentliche Kettengebirge, sondern Ränder einer gewaltigen Hochebene sind, die sich genau von W-N-W nach O-S-O erstreckt. Nördlich lag ein scheinbar niedrigerer Höhenzug, gewissermassen eine Fortsetzung der Drakensberge, dessen Namen er von den Eingeborenen nicht erfahren konnte: sie nannten ihn lachend Thaba Tugela, welchen Namen sie aber selbst erfunden zu haben schienen. Rutenberg möchte ihn Corner Rock nennen. Der Berg scheint sehr schroff und unzugänglich zu sein, namentlich im August, wo er mit Schnee und Eis bedeckt ist. Von hier aus setzt sich in S-S-O-Richtung der mit vielen Einschnitten und zahnartigen Ausbuchtungen versehene Rand des Plateaus fort. Der von Rutenberg so genannte Corner Rock ist also der Grenzpunkt zwischen Natal, Basutoland und Orange Freistaat und zugleich der Verbindungspunct des Basuto-plateaus mit der nördlich sich fortsetzenden Reihe der Drakensberge,

also einer der wichtigsten Punkte in Südafrika. In der Nähe entspringt 1) der Elands River, und senkt sich dann in eine Kluft, die in den „Freistaat“ abstürzt, also in nahezu nördlicher Richtung; 2) der Tugela, nur durch einen flachen Höhenzug von dem Thale des Elandsflusses getrennt, der sich nach einem kurzen ebenfalls nördlichen Laufe nach Natal hinabstürzt; 3) der Oranjefluss, welcher auf der andern Seite des Höhenzuges auf einer grossen Wiese entspringt, wahrscheinlich gespeist von den benachbarten Kuppen. Auch er ist mit Eis bedeckt, das trotz der stechenden Sonnenstrahlen nicht aufthaut. Er fliesst in südöstlicher Richtung und kann man seinen Lauf eine bedeutende Strecke weit zwischen den vielen Bergspitzen hinabverfolgen. Das Plateau, auf welchem er entspringt, liegt etwas tiefer als das des Elandsflusses und ist nicht ganz eben, denn es erheben sich auf ihm sehr viele Kuppen, von denen eine früher als Mont-aux-sources bezeichnet worden war. Nördlich sieht man von hier aus die recht unbedeutend scheinende Kette der Drakensberge, welche aus vielen neben einander gelagerten Bergrücken besteht, die sich sowohl nach Natal, wie auch nach dem „Freistaat“ weit fortsetzen. Rutenberg bemühte sich nun dieses ganze Hochland genau zu erforschen. Er verfolgte eine Strecke weit den ziemlich stark strömenden Quellbach des Oranje, wandte sich darauf nördlich an den Abhang nach Natal zu, wo das Land schauerlich zerklüftet erschien und durch die Wildheit seiner Natur einen ausserordentlich grossartigen Anblick gewährte. Von hier ging er am Rande des Abhangs entlang dem Tugela zu und schickte seine Leute, während er selbst eine kleine Zeichnung von der Gegend aufnahm, nach der andern Seite des Bergrückens, um hier eine sichere Zufluchtsstätte vor dem ziemlich starken Winde zu suchen. Als er nach beendeter Zeichnung ebenfalls hinüberging, konnte er trotz lautem Rufen und Pfeifen keine Spur von ihnen entdecken. Er wendete sich nun der Stelle zu, wo er zuerst bei der Ankunft gerastet, aber ebenfalls vergebens. Schon näherte sich die Sonne im Westen dem Horizonte, der Wind wurde kälter und es dunkelte stärker, und schon fürchtete Rutenberg, allein auf eisiger Höhe ohne sein Gewehr, seine Decken und den Mundvorrath die lange Nacht durchwachen zu müssen, als er plötzlich aus der Ferne Rufen und Pferdegetrappel hörte. Seine Leute hatten eine sehr bequem gelegene Höhle ausgesucht und ein lustiges Feuer darin angemacht, und die ungünstige Windrichtung hatte wahrscheinlich das Pfeifen und Rufen nicht zu ihnen dringen lassen. Jetzt bieten sie eifrig ein schönes Stück Hammelfleisch, das vortreflich mundete, da sich die Kaffern auf die Behandlung des Fleisches am Bratspiesse und offenen Feuer vorzüglich verstanden,

obgleich gewöhnlich erzählt wird, dass sie, da Fleischspeise bei ihnen zu den Seltenheiten gehöre, eine ihnen in die Hände gefallene Ziege binnen zehn Minuten mit Haut und Haaren verzehrt hätten. Nicht einmal die Knochen liessen sie ihren Hunden als Beute, sondern sie zerbrachen sie und sogen das Mark bis auf den letzten Rest heraus. An der Höhle war nur das auszusetzen, dass sie ziemlich feucht war, so dass der Schlaf sich den ermüdeten Wanderern nicht freundlich nahte, sondern Gliederkrampf sie häufig von ihrem mühsam bereiteten Lager aufschreckte; früh Morgens wurde daher wieder Feuer angemacht und als nun Rutenberg zur Tugelaquelle ging, um sich am frischen Wasser zu erquicken, fand er sie ganz mit festem Eise bedeckt, so dass er sich ein nordisches Wintervergnügen bereiten konnte. Im Osten war die Sonne noch durch eine dicke Rauchsicht verhüllt, da das Abbrennen der Wiesen im August auf allen Bergen mit grossem Eifer betrieben wird. Allmählich zeigten sich über dieser Dunstmasse helle Streifen, dann durchbrachen die Sonnenstrahlen die dicke Schicht am Horizont und immer höher steigend nahm sie entsprechend der grösseren oder geringeren Dichtigkeit der Rauchmassen die abenteuerlichsten Gestalten an: bald einem Ballon ähnlich, bald einer Vase; ein prächtiges Schauspiel! Aber ein kalter Wind trieb bald unseren durch das grossartige Naturschauspiel entzückten Reisenden in die Höhle zurück, wo die Kaffern inzwischen den Kaffee gekocht hatten, der nach der feuchten, kalten Nacht Allen trefflich mundete. Darauf wurden die Pferde bestiegen, die an der Tugela reichlich Gras gefunden hatten; auch niedrige Sträucher, ja sogar an geschützten Stellen grüne Pflanzen mit fleischigen Blättern und Strohhblumenarten wuchsen auf jenen einsamen Höhen. — Die nächste Arbeit war jetzt, möglichst genaue Messung der benachbarten Kuppen, zunächst der gewöhnlich als Mont-aux-sources bezeichneten Spitze vorzunehmen. Es ergab sich, dass der Corner Rock höher war, als der sogenannte Mont-aux-sources, obgleich auch dieser eine Höhe von 10,000 Fuss (?) hatte. Etwa eine Meile weiter südöstlich schien übrigens die höchste Spitze aufzuragen, auch zu dieser ritt Rutenberg hinüber und erklimmte den schneeigen Gipfel, das Barometer zeigte 18,2, also eine Höhe von 11,300 Fuss (engl.). Von seiner Spitze aus hatte er die umfassendste, leider in dieser Jahreszeit nicht ganz klare Aussicht über den Corner Rock hinweg auf die Berge des Oranje Freistaats und auf die Stelle, wo die Wohnung des gastfreundlichen Herrn Mäder liegt, an einer Ecke der Rodeberge, Quaqua genannt. In Nordnordosten sah man deutlich die Reihe des quer vorgelagerten Rückens der Drakensberge und endlich im Westen den Zug der Witteberge. Als Zeichen

seiner Anwesenheit liess Rutenberg auf allen Spitzen, die er bestiegen, Feuer anzünden, die dicken Qualm zum Himmel sandten und weit im Lande verkünden sollten, dass auch in diese Höhen der Fuss eines unerschrockenen Deutschen gedrunken sei.

Während dessen hatten sich die Kaffern Löcher in die Erde gebohrt, geschmolzenen Schnee hineingegossen, ein Pfeifenrohr mit brennendem Hanf hineingesteckt und sogen nun mit einem zweiten Rohre den Rauch ein, nahmen einen Schluck Wasser hinterher und brachen dann in einen krampfhaften Husten aus, da sie den Hanfrauch mit hinunterschluckten, doch schien ihnen dieser Husten grosses Vergnügen zu bereiten.

Endlich um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr Morgens machte man sich auf den Rückweg, plötzlich aber erblickten die Kaffern am Corner Rock ein paar Springböcke (Antilopen); in grösster Aufregung warfen sie Decken und Kleider von sich und stürmten, ihre Assegais schwingend, mit ihren Hunden hinter den Flihenden her. Aber selbst Kaffern können mit diesen Thieren nicht um die Wette klettern, die letzteren waren schon jenseits des Elandsflusses hinter den höchsten Kuppen verschwunden, als die Verfolger noch in den Schluchten einen Aufstieg suchten. Während dessen hatte Rutenberg Musse, jenseits des schauerlichen Abgrundes auf mehreren Felsvorsprüngen eine Schaar neugieriger Affen zu beobachten, die über das Eindringen von Menschen in ihr Reich sehr entrüstet zu sein schienen, denn sie sprangen von einem Felsstück auf das andere und bellten laut wie junge Hunde. Als Rutenberg ihnen eine Kugel aus seinem Gewehr hinübersandte, rannten sie entsetzt nach allen Seiten auseinander und klotzten an einer fast senkrechten Felswand auf einem, wie es schien, von ihnen angelegten Pfade empor. Oben angelangt, blieben sie aber wieder stehen und schauten sich neugierig um. Inzwischen kehrten die Kaffern von ihrer erfolglosen Antilopenjagd zurück und der Rückmarsch konnte nun endlich ausgeführt werden. Natürlich konnte man bei dem Hinabklettern in die Schlucht die Pferde nicht besteigen, doch bewährten sie auch hier ihre enorme Sicherheit im Gehen auf abschüssigem, unebenen Terrain. Um Mittag wurde Rast gehalten, ein Feuer angemacht und Hammeifisch gebraten. Dann ging es auf sanft abfallenden Wiesen weiter in das Elandsthal hinab, und gegen 4 Uhr Nachmittags wurde Maslajan's Kraal erreicht.



## II. Mauritius.

---

Am 23. August 1877 verliess endlich die „Actaea“ den Hafen von Durban, nachdem schon Tags zuvor der vergebliche Versuch gemacht war, mit Hilfe des Schleppdampfers über die Sandbank am Eingange des Hafens hinweg zu kommen. Der Wind war wenig günstig und Regenschauer verkündeten das Nahen des Frühlings. Ausser einigen Kulis befand sich nur noch ein Kreole an Bord, der nach Mauritius zurückkehren wollte. Anfangs trieb der Wind das Schiff stark nach Süden, bis man auf dem 35<sup>o</sup> einen östlichen Kurs einschlagen konnte. Rutenberg suchte sich die Zeit mit dem Erlernen der portugiesischen Sprache und dem Studium astronomischer und mathematischer Werke zu vertreiben, da die Seefahrt wenig Anziehendes bot. Fliegende Fische zeigten sich hier weit seltener als im atlantischen Ocean, desto häufiger trat das Meerleuchten ein und prächtig gezeichnete Möven und Albatros begleiteten das Schiff bis weit in den indischen Ocean hinaus. Am Abend des 2. September erblickte ein Matrose vom Mastkorbe aus die Leuchtfeuer von Mauritius und am folgenden Morgen konnte man vom Deck aus die Nordostküste der Insel erkennen, als man zwischen den kleinen Felseninseln Round Island, Flat Island und Gunners Quoin hindurchfuhr, welche mit gefährlichen Korallenriffen umgeben sind. Endlich kam das Lootsenschiif heran und bald darauf ein kleiner Schraubendampfer mit dem Quarantainearzt, um den Gesundheitszustand der Besatzung zu prüfen. Nachdem dann durch eine Flagge das Zeichen gegeben war, dass am Bord alles wohl sei, ruderten von allen Seiten Boote heran, um die Passagiere an's Land zu bringen. Im Hafen lagen 60—70 englische, französische, italienische und nur ein deutsches Schiff. Rutenberg fuhr mit dem Kreolen nach dem Zollhause, wo er in einem Steuerbeamten gleich einen ehemaligen Madagaskar-Reisenden kennen lernte. Gleich am Hafen betritt man einen grossen freien Platz, auf welchem die Statue des Herrn de la Bourdonnais steht, der sich um die Hafenanlagen sehr verdient gemacht hat; daran schliessen sich kleine Parkanlagen mit dem alten Gouverne-

mentsgebäude, wie die meisten grösseren Häuser von Arkaden umgeben. Das „beste“ Hotel de l'Union verdient seinen Ruf weder durch Reinlichkeit noch durch Behaglichkeit, nur das Essen ist gut. Die Häuser der mittleren Stadt sind meist massiv aus Stein gebaut und zweistöckig an rechtwinklig sich schneidenden Strassen, in der weiteren Umgebung dagegen finden sich Holzhäuser, von kleinen Gärten umgeben. Auf den Promenaden stehen Bänke für die Müden, und entsenden Fontainen ihre erfrischenden Wasserstrahlen in die Lüfte. Prächtige Palmen, Mango und indische Feigenbäume mit ihren wunderlichen Luftwurzeln und Hilfsstämmen, Akazien mit 20 cm langen gelben Schoten und jungen Blättern kennzeichnen das Land der Tropen. Uebrigens liegt Port Louis durchaus nicht an gesunder Stelle, vielmehr soll die Zahl der Einwohner in Folge der Fieber seit zehn Jahren zurückgehen. Der grösste Theil der Bevölkerung besteht aus Weissen, aber die Farbigen gehören keineswegs zu dem niederen Theile der Gesellschaft; man sieht sie vielmehr in eleganten Anzügen, mit schweren goldenen Uhrketten, auf den Strassen spazieren und auch als Geschäftsleute stehen viele von ihnen in grossem Ansehen. Ueberhaupt finden sich hier die Bewohner aller Welttheile zusammen: Chinesen haben sich meist als Schnaps- und Rumverkäufer etablirt, Indier handeln mit Fleisch und Fischen, Gemüse und Früchten. Die vorherrschende Sprache ist die französische, von der sich nur die englischen Kapitäne dispensiren. Von Port Louis fuhr Rutenberg eines Tages auf der Eisenbahn nach dem nordöstlich gelegenen Pamplemousses; die Landschaft bot durch die tropischen Gewächse einen eigenthümlichen Reiz, besonders aloeartige Pflanzen mit weissen Blüten auf langen Stengeln und grossen, lederartigen Blättern, die wegen ihrer Festigkeit sogar zu Säcken benutzt werden, und die schon erwähnte *ficus indica* mit grossen Früchten, die am Stamm knollenartig hängen. Dazwischen standen die kleinen viereckigen Hütten der Kulis und viele Grabmäler. An der Station Pamplemousses hielten kleine Zeltkarren, um die Reisenden in die eigentliche Stadt zu fahren, die durch ihre von Gärten umgebenen freundlichen Landhäuser, den hochragenden, weissen Kirchturm einen recht anmuthigen Eindruck macht. Ein botanischer Garten mit einer Steinpyramide, auf welcher die Namen der Stifter des Gartens verzeichnet sind, am Ende der Hauptallee enthält prächtige Palmen, Pandanus, Baumfarren, *Urania*, an denen sich der Schlangencactus und die Vanille emporrankt. Anmuthige Rasenplätze, Fischteiche und murmelnde Quellen zieren die sorgsam gepflegten Anlagen. In dem Hospital befanden sich zahlreiche Aussätze, bei denen zuweilen durch trockenen Brand einzelne Glied-

massen (Zehen und Finger) verkümmert waren. Das museum of arts enthielt eine treffliche Bibliothek und sehr reiche Sammlungen, unter denen sich auch Exemplare von dort im Meere vorkommenden Fischen mit giftigem Fleisch oder Giftdrüsen fanden. — Ein anderes Mal fuhr Rutenberg nach dem südöstlich gelegenen Vacoa, dem Hauptort der Zuckerfabrikation. Die Bahn führt einen Berg hinan und gewährt prächtige Ausblicke auf das blaue Meer und die zackigen Felsenberge trois mamelles und die Kuppe des Peter Botte. In einer Zuckerfabrik war gerade eine neue Vorrichtung zur Herbeischaffung des Zuckerrohrs in Betrieb gesetzt worden: eine lange durch Eisengelenke verbundene Bretterreihe führt, durch eine Maschine in gleichmässige Bewegung gesetzt, die von einem Berge in Bündeln auf einem Eisendrahte heruntersausenden Zuckerrohrstrünke unter zwei grosse Walzen, der Saft träufelt in darunter stehende Tröge und die ausgequetschten Fasermassen werden getrocknet und als Heizungs-material verbraucht. Der Saft wird darauf gekocht und abgeschäumt, der Abschaum durch Säcke gepresst und als Zucker zweiter Qualität verwerthet, während der Rest als Dünger benutzt wird. Der Saft wird noch mehrmals in verschiedenen Bottichen durchgekocht, durch Zusatz von Kalk gereinigt und schliesslich in einen stark erhitzten, luftleeren kupfernen Kessel gesogen, in welchem die Verdampfung des Wassergehaltes vor sich geht. Die Zuckerpflanze wird nicht durch Samen erhalten, sondern durch etwa 50 cm lange Ableger, die nach 1½ Jahren wieder Zuckerstoff liefern und 5—6 Jahre andauern. Inmitten der Zuckerrohrfelder von Pamplermousses liegt ein grosses, durch seine weissen Kuppeldächer schon von weitem in die Augen fallendes Gebäude, die Sternwarte. Auf dem flachen Dache desselben steht ein Meridian-Teleskop, und in der Nähe ein Apparat zum Registriren der Richtung und der Intensität des Windes; auf dem geräumigen Hofe befindet sich ein grosses Fernrohr nebst photographischem Apparat zur Beobachtung der Sonnenflecken und unter der Erde liegt, von doppelten Mauern umschlossen, der magnetische Keller, in welchem die Bewegungen der Magnethadel und des Barometers sich selbst auf photographischen Tafeln registriren, endlich ist auf einer andern Stelle des Daches noch ein grosses Aequatorial-Teleskop aufgestellt, das durch ein Uhrwerk, welches nach Sonnen- und Sternzeit regulirt werden kann, in gleichmässiger Schnelligkeit nach allen Richtungen gedreht wird.



### III. Madagaskar.

---

#### A. Von Vohemar nach Fassi und Nossi Bé.

Am 27. September 1877 fuhr Rutenberg mit einem Segelschiffe, das zum Transport von 150 Rindern eingerichtet war, von Port Louis (Mauritius) nach Vohemar an der Nordostküste Madagaskars. Die Ueberfahrt war ziemlich langwierig, da anfangs eine zweitägige Windstille eintrat, die dann plötzlich, als das Schiff sich auf der Höhe von Ngoney (Ostkap) befand, in eine starke Nordostbrise umschlug, so dass die Einfahrt in die schmale, von Felsenriffen durchsetzte Bucht von Vohemar sehr gefahrvoll wurde. Bei der Fahrt längs der Küste erschien das Land von niedrigen, wellenförmig aufsteigenden Bergen durchzogen, die in weiterer Ferne zu scharf geschnittenen Spitzen von etwa 1000 Meter Höhe anstiegen. Die Vorberge zeigten wenig Baumwuchs, dagegen trat das Unterholz bis dicht an das Ufer heran. Dazwischen leuchteten weite Strecken rothen Sandes hervor und dichte Rauchwolken deuteten an, dass auch dort die afrikanische Sitte herrsche, durch Abbrennen des alten Grases dem Vieh im Frühjahr frisches grünes Futter zu verschaffen.

Kaum war das Schiff in die Bucht von Vohemar eingelaufen und hatte die französische Flagge aufgehisst, so wurde auch auf dem Hause des Hovakommandanten die Fahne aufgezo gen und in einem ausgehöhlten Baumstamme fuhr der Kommandant an das Schiff heran und nahm in der Kajüte des Kapitäns über die Dinge, welche das Schiff führte, ein Protokoll auf. Der Kommandant zeigte wie alle Hovas den echten Malayentypus; lange, glatte, schwarze Haare, vorstehende Backenknochen, gelbliche Hautfarbe und schräg stehende Augenbrauen. Nach dem Kommandanten kamen Officiere eines im Hafen liegenden französischen Schiffes („Marguerite d'Anjou“) und Händler an Bord, mit denen dann Rutenberg und der Kapitän ans Land fuhren. Ein Empfehlungsbrief aus Port Louis verschaffte ihnen bald freundliche Aufnahme in dem Hause eines dort ansässigen Franzosen (Herrn Matthieu). Bei einem Spaziergange

durch das dichte Gestrüpp an der Küste fand unser Reisender mehrere ihm bisher unbekannte Pflanzen mit prächtigen Blüten und dichtem, dunklen Laube, auch die in Mauritius viel vorkommende *casuarina equisetifolia*, eine Menge von Muscheln, die aber von der Brandung sehr abgerieben waren, und freute sich an dem bunten Treiben der hier recht zahlreichen Vogelwelt. Der Kapitän hatte inzwischen mit der Bevölkerung einen Ochsenhandel abgeschlossen und liess die schönen kräftigen Thiere, die sich von den europäischen durch die kurzen Beine, ziemlich eng schliessenden Hörner und den sehr hohen Schulterbuckel unterscheiden, an Tauen durchs Wasser zum Schiff schleppen und hinaufziehen, wo sie dann in den mit Cocosmatten ausgekleideten, in zwei Stockwerken übereinander liegenden Ställen untergebracht wurden. Der Gouverneur dieses Districts (Ankaratra) wohnte südlich von Vohemar in Ambonia, Rutenberg machte sich daher am folgenden Morgen (5. October) in Begleitung eines jungen, recht intelligent aussehenden Malayen aus dem Geschäftspersonal des Herrn Matthieu auf den Weg. Nach der Landessitte wurden die beiden Herren von je vier Leuten in einer Sänfte (Filanzan) getragen. Der Weg führte anfangs in südlicher Richtung längs der Küste durch ein kleines Gehölz, dann über theils mit Gras bewachsene, theils sandige Hügel in drei Stunden zu dem Flusse Manambero, dann, nachdem dieser auf Canots (lakka) überschritten war, mehr landeinwärts. Die Canots sind hier gewöhnlich ausgehöhlte Baumstämme, die durch einen an der einen Seite angehängten, etwa zwei Meter von dem Boote entfernten Balken gegen das Umwerfen durch Wellen oder durch die zahlreichen im Flusse hausenden Kaimans geschützt sind. Auch in den Sümpfen zur Seite des Weges, der nun allmählich bergan führte, sonnten sich mehrere jener unheimlichen Thiere, während einzelne schöne Exemplare der *sagittaria sagittifolia* an die heimische Flora freundlich erinnerten. Ambonia (diese Stadt, nicht wie auf der Petermann'schen Karte angegeben ist Vohemar, ist eine Festung) liegt auf einem mit Büschen bewachsenen Hügel, von Pallisadenreihen umgeben, an den vier Ecken von Thürmen mit Kanonen beherrscht; aber die Pallisaden sind alt und morsch, die Kanonen verrostet und gehören wegen ihres ehrwürdigen Alters eher in ein Museum der Schiesswaffen als in die allerdings jetzt gleichfalls bedeutungslosen hölzernen (!) Wartthürme. Wenn man durch eines der Festungsthore eintritt, so sieht man vor sich eine Menge in regelmässigen Reihen stehender, viereckiger Häuser, von Hovas bewohnt. Sie sind aus den Stielen und Blättern der *Urania* hergestellt und enthalten gewöhnlich ein Wohn- und ein Schlafzimmer, in dem ersteren werden zugleich die Speisen gekocht und

der Rauch des offenen Feuers zieht durch die Thür oder die vielen Spalten der Wände und des Daches ab. Das Haus des Gouverneurs war abermals von einer Pallisadenreihe umschlossen, die aber auch in Folge ihres hohen Alters von 30 Jahren sehr defect war. Am Eingange lag ein Baumstamm, auf welchen alle, die Se. Excellenz sprechen wollten, sich niederlassen mussten, bis sie angemeldet waren, was manchmal recht lange dauert, da drinnen erst Toilette gemacht wird. Rutenberg hatte schon Tags zuvor durch einen Boten sich anmelden lassen, so dass er bald nach seinem Eintreffen in die dem eigentlichen Wohnhause gegenüberliegende Empfangshalle geführt wurde, welche mit gutem Dielenboden und einer getäfelten Decke versehen war. Hier stand ein gedeckter Tisch mit dem landesüblichen Getränke: Limonade und Wermut; rings an den Wänden sassen auf niedrigen Holzbänken die Leute des Dorfs, die bei der Begrüssung und Verhandlung die Corona zu bilden schienen. Rutenberg's Begleiter theilten nun dem Gouverneur mit, dass der „europäische Arzt“ das Land bereisen und den Gesundheitszustand der Küstenplätze untersuchen wolle, um darüber nach Mauritius zu berichten, was für die Ausbreitung des Ochsenhandels von grossem Nutzen sein würde. Während dessen wurde Suppe, Reis und Puterbraten herangereicht, welche Speisen ganz schmackhaft bereitet waren. In Betreff der militärischen Begleitung zeigte der Gouverneur, der übrigens einen sehr günstigen Eindruck auf Rutenberg machte, anfangs geringe Bereitwilligkeit, als aber unser Reisender sich erbot, noch einen Tag in Ambonia zu bleiben, um die Kranken des Dorfs zu besichtigen, erhielt er das Versprechen, dass zwei Hovakrieger ihn auf seiner Tour nach Fassi begleiten sollten. Nach Beendigung der Mahlzeit statteten die beiden Reisenden einem jungen Händler, Desmarsais, einen Besuch ab, der ihnen noch einmal ein Frühstück vorsetzte und sich nicht eher zufrieden gab, als bis sie ihm die Ehre, an seinem Tische zu essen, angethan hatten. Am Nachmittage wurde Rutenberg zum Gouverneur berufen, um mit ihm die Kranken zu besichtigen. Man setzte sich wieder im Audienzsaale an den Tisch, aber die Bänke ringsum waren nicht mehr von müssigen Zuschauern, sondern von Kranken, die von allen Seiten herangeschleppt waren, besetzt. Rutenberg untersuchte die Patienten so gut es ging, er fand viele Fälle von Syphilis, Wechselfieber, Geschwüren an den Unterschenkeln und Ausschlag; nach Notirung der Namen versprach er für alle in Nossi Bé Medicin zu kaufen. Auch in dem eigentlichen Dorfe, das von der Hovafestung einige Minuten entfernt liegt, wurden ihm einzelne Kranke vorgeführt; hier war die Krankheitsursache leicht zu finden, denn obgleich

hier ebenso wie in Vohemar ein allgemeines Schlachthaus bestand, so war doch nicht dafür gesorgt, dass die Fleisch- und Knochenreste beseitigt wurden, so dass die Luft von einem entsetzlichen Modergeruche erfüllt war. In der Nähe des Ortes fand Rutenberg neben den Gummi- und Cocosbäumen auch den Tanginbaum, aus dessen mandelförmiger Frucht ein starkes Gift bereitet wird. Zur Reinigung des Gummisaftes wird von den Händlern viel Schwefelsäure eingeführt, während die Hauptimportartikel Rum, Leinwand, Steingeschirr, Tücher und Limonade sind.

Am 6. October kehrte Rutenberg in Begleitung von zwei Hovas nach Vohemar zurück, um sich zum Marsche nach Fassi zu rüsten. Herr Matthieu schenkte ihm einige Cocosnüsse, deren Milch noch leichtflüssig war, da sie erst bei höherem Alter so dick wird, wie man sie in Europa gewöhnlich findet. Der Kapitän der „Marguerite d'Anjou“, welcher Rutenberg am Abend noch auf sein Schiff holte, um ihn wegen der Erkrankung eines Matrosen zu consultiren, (es war leider ein Pockenanstoss), schenkte ihm zum Abschiede noch drei Flaschen Wein nebst Biscuit.

Am 7. October, einem Sonntag, 6 Uhr Morgens, trat die kleine Karawane, bestehend aus 2 Lastträgern, die Rutenberg's Gepäck, in eine grosse Kiste gepackt, an einer dicken, aber leichten Raffia- stange hängend trugen, 2 Hovakriegern mit alten Feuerschlossgewehren und Assegais bewaffnet, einem Führer und einem Makoa, d. h. einem befreiten Mozambiquesclaven, ihren Marsch an. Der Makoa diente Rutenberg als Dolmetscher und Koch, da er früher auf einem französischen Kriegsschiffe gedient hatte. Der Weg führte anfangs südwärts in der Richtung von Ambonia durch eine Lache, Masalak genannt, in welcher das Wasser den Wanderern bis an die Hüfte reichte. Dann ging es in der Nähe des Meeres über grüne Wiesen weiter, wobei ein heftiger Regenguss den von dem Sumpfwasser bisher noch verschonten Oberkörper nachträglich durchnässte. Trotzdem liess sich Rutenberg nicht hindern, Pflanzen zu sammeln und sie einstweilen (bis zur nächsten Raststätte) in einem Bastkorbe (Funkfunk) unterzubringen. Die Häuser, an denen er vorüber kam, schienen auf Stelzen zu gehen, denn der Fussboden ruhte auf 4 Pfählen, einige Fuss hoch über dem Erdboden und konnte nur mittelst einer Leiter erreicht werden. Als Unterlage für das Feuer diente eine Erdschicht, welche von 3 Steinen umstellt war, auf welchen der Kessel ruht; darüber hing in langen Streifen geschnittenes Ochsenfleisch zum Räuchern. Das aus wenigen Häusern bestehende Dorf Masambodzin liegt am Fusse eines kleinen Berges, Ambohi Pas, von dessen Rücken man eine freie Aussicht auf das

Meer, die Bucht von Vohemar mit den drei davor gelagerten Felsinseln hatte. Von hier gelangten die Wanderer in weiteren  $\frac{5}{4}$  Stunden ( $8\frac{1}{2}$  Uhr) zu einem grösseren Dorfe, Mehralak, umgeben von Uraniabüschen und fruchttragenden Musapalmen, unter denen Rutenberg eine der Aloe ähnliche Pflanze fand mit ährenförmigen langen rothen Blüthen. Das Dorf enthält der Landessitte gemäss eine Lankara, eine Ruhestätte für Fremde, ebenfalls ein hoher auf vier Pfählen ruhender Fussboden mit schrägem Dache. Hier wurde Rutenberg mit Reis und einem Huhn beschenkt; übrigens sind die Lebensmittel noch ziemlich billig, denn ein Huhn kostet six pence — sikazi, und die Tageskost an Reis für 7 Mann kaum einen Schilling. Der Reis muss vor der Mahlzeit erst in hölzernen Gefässen aus den Hülsen gestampft werden und wird dann von schwarzen Thonschüsseln gegessen. Milch ist trotz der grossen Viehzucht wenig zu haben, angeblich, weil die Kühe nicht mehr liefern, als zur Aufzucht der Kälber nöthig ist. Als Rutenberg hier Geld wechseln wollte, wurde eine Wage herbeigeschafft, um die zerschlagenen Fünffrankstücke abzuwiegen, was mit grosser Sorgfalt und wiederholtem Vertauschen der Waagschalen geschieht.

Um  $10\frac{1}{2}$  Uhr wurde der Marsch fortgesetzt in nordwestlicher Richtung immer einer Thalmulde folgend, die von niedrigen Bergen umsäumt ist. Haufen blendend weisser Steinblöcke, vom schönsten durchsichtigen Bergkrystall bis zum schneeweissen Quarz, oft den Marmorplatten eines Kirchhofs ähnlich, sperrten stellenweise den Weg; rothe Sandflächen wechselten mit Wiesen und Sümpfen, die einen schlimmen Pesthauch ausathmeten und den kühnen Wanderer an die Gefahren des Madagaskarfiebers erinnerten. Rothe Orchideen und blaue Nymphaen reizten den Eifer des Botanikers, aber die immer glühender werdenden Sonnenstrahlen trieben zur Eile an. Bergauf, bergab, um Hügel sich windend führte der Weg an Ambanmanari vorbei nach Manacubata („viele Steine“), welcher Ort um  $1\frac{1}{2}$  Uhr erreicht wurde. Die Begleiter Rutenberg's fanden in der Lankara, er selbst in dem Hause eines Hova Unterkunft, der ihn mit freundlichem Händeschütteln begrüßte, nachdem der begleitende Hovakrieger in langer Rede den Zweck der Reise auseinandergesetzt hatte. Ein Regenschauer trieb bald die neugierigen Dorfbewohner in ihre Behausung zurück und Rutenberg fand Zeit, bei dem Scheine einer Lampe, bestehend aus einer eisernen, mit Talg und Docht gefüllten Pfanne, die mit ihrem eisernen Stiele in ein Loch der Holzwand gesteckt wird, seine Pflanzen zu ordnen und nach eingenommener Mahlzeit (Reis nebst gekochtem Huhn) etwas zu lesen.

Am folgenden Morgen wurde Thee gekocht und um 6 Uhr der Weitermarsch angetreten. Der Weg führte über einen breiten aber flachen Fluss, Manambato, darauf durch tiefen weissen Sand in westlicher Richtung schliesslich am steilen Bergeshange weiter. Das Wasser muss in der Regenzeit gewaltig strömen und anwachsen, denn eine Menge in der Sommerzeit fern vom Flusse stehender Bäume war durch Wassergewalt entwurzelt und sah nun abgestorben weiss wie bereift aus. Die grosse Zahl der Sümpfe und stagnirenden Gewässer scheint übrigens auf das Barometer einen nachtheiligen Einfluss auszuüben, denn trotzdem Rutenberg zu mässigen Höhen empor- und dann wieder in Thäler hinabstieg, änderte sich der Barometerstand fast gar nicht.

Der Weg bog nun in das Thal des Tschampana ein, der sich von Bäumen umsäumt durch die grüngelblichen Wiesen schlängelt, aber in dieser Jahreszeit nur eine träg fliessende Reihe von Wassertümpeln bildet. Die Richtung ist NNW. Von einer steilen Bergkuppe aus erblickte man ein Gewirr von bewaldeten Bergrücken, aus denen sich schwer eine Hauptstreichungslinie feststellen liess, denn auch die dazwischen liegenden Thäler waren kesselförmig. In westlicher Richtung fortschreitend erreichten die schon ziemlich ermüdeten Wanderer gegen Mittag ein Dorf, Kamateh, wo in der Lankara Rast gemacht wurde. Nachdem die Pflanzen geordnet, die geschossenen Vögel abgezogen, gekocht und verspeist waren, wurde um 4 Uhr Nachmittags der Weitermarsch angetreten, an einem mit hohem Schilf bewachsenen, von Kaimans bewohnten Sumpfe entlang zu dem hochgelegenen Dorfe Tschahabe („Viele Quellen“), wo in der üblichen Weise Ansprache und feierliche Begrüssung stattfand.

Das häufige Steigen und Sinken des Weges wirkte besonders auf die Hovakrieger sehr erschlaffend und machte sie immer häufiger zu Ruhepausen geneigt, namentlich wenn sich eine zum Baden geeignete Wasserfläche zeigte. Auf den folgenden Tagesmärschen bot das allmähliche Auftreten von Fächerpalmen, namentlich der imposanten Raffia, deren Blätter 6—9 Meter lang werden (die einzelnen Federn je 7 Centimeter lang) dem Auge einige Abwechslung. Der Bast dieses Baumes, welcher zwischen der äusseren hornartigen Decke und dem harten Holze sitzt, wird vielfach von den Eingebornen gegessen. Von den Fächerpalmen kommen dort hauptsächlich zwei Arten vor, von denen die eine, gewöhnlich grösser und stämmiger, elliptische Früchte trägt, während die andere Art stachlichte Blattstiele und birnenförmige Früchte hat. Auf dem Weitermarsche nach Westen traf Rutenberg an einem Bache einen Baum, der dicht über den breiten Wurzelknorren  $6\frac{1}{4}$  Meter im Umfang mass. Vor diesem

Baume waren kleine Fahnen, d. h. Stücke von baumvollem Zeug an Stangen befestigt, aufgestellt, nach Aussage der Hovas, um dadurch die himmlischen Geister günstig zu stimmen. Prächtigt gefärbte Eidechsen, Papageien und ein Chamäleon schienen übrigens diese heilige Stätte besonders zu ihrem Tummelplatze ausersehen zu haben.

Der Weg windet sich nun durch hügeliges Terrain, im Süden von höheren, vielgipfligen Bergreihen begrenzt, nach Andumakumba, dessen Bewohner sich besonders durch den sorgsam ausgeführten landesüblichen Haarputz auszeichneten, der selbst einen französischen Haarkünstler gewiss in Verlegenheit gesetzt haben würde: die Frauen und selbst die Männer scheideln nämlich ihr Haar kreuz und quer, und flechten es dann in etwa 30—50 ungefähr 7—10 Centimeter lange Zöpfe, so dass diese Haartracht von weitem wie eine eigenthümliche Kopfbedeckung aussah. In Trauerfällen werden die Flechten aufgelöst. Mehrere flache aber breite Flüsse durchbrechen in nordwestlicher Richtung die ziemlich direct ostwestlich streichenden Bergzüge, von denen der eine, Manan Dsebe, etwa eine Tagereise nördlich von Fassi in's Meer fällt. Das Terrain wechselt zwischen kahlen Höhenzügen und mit Buschwerk bestandenen Senkungen, die südlichen Bergketten Fiheta und Andrahari mögen 900 bis 1200 Meter ansteigen, während die nördlichen Züge niedriger zu sein scheinen, aber theils durch schroff abfallende Felspartien, theils durch das dunkle Laub niedriger Waldbäume einen malerischen Anblick gewähren. Aber die Hoffnung, bald das Meer und damit das Ziel der Reise, Fassi, zu erblicken, wurde immer wieder getäuscht, denn ein Höhenzug reihte sich an den anderen und keiner stieg so bedeutend empor, dass man eine weite Umschau haben konnte. Die Träger und die Soldaten machten immer häufiger Rast, so dass man nur in sehr kurzen Tagemärschen weiterkam. Eines Tages erblickte Rutenberg Leute, die, wie es schien, auf einem Jagdzuge begriffen waren, aber bei seinem Anblick eilends Kehrt machten. Bald darauf tauchte vor ihm eine grössere Menschengruppe auf. Rutenberg machte sofort Halt und sandte einen Hova vorauf, um zu erfahren, was das zu bedeuten habe. Bald kam der Bote zurück und berichtete, dass der Kommandant von Mahawave, der gerade auf einer Reise begriffen sei, den „weissen Doctor“ zu begrüßen wünsche. Im feierlichen Schritt näherte sich nun die Gruppe: voran der Kommandant, ein kleiner Mann in gelben Beinkleidern, roth und gelb gesteifter Jacke und roth und weiss gestreiftem Hemd gekleidet, das Haupt bedeckt mit einer ziemlich verblassten Kapitänsmütze. Rutenberg ging ihm entgegen, reichte ihm die Hände hin und hörte sich plötzlich mit „mon ami“ anreden. Ein Trommler begann hierauf

die Schlägel zu rühren, die Soldaten traten in Reihe und Glied und ein Officier liess einige Gewehrgriffe machen, darauf präsentiren, wobei die übrigen Anwesenden die Hüte abnahmen. Darauf marschirte die Truppe ab, vorauf der Kommandant im Palankin sitzend einen zierlichen, mit Perlenschnüren behängten Sonnenschirm in der Hand. Rutenberg musste ihm in das nächste Dorf, Antua, folgen, um dort als sein Gast zu übernachten. Hier musste er zunächst unter einem schnell improvisirten Zelt dache an der Seite seines Wirthes auf einer Matte sitzend einer grossen Versammlung beiwohnen, dann wurde ihm ein Haus angewiesen, in welchem er sich so gut es ging, seine Schlafstätte einrichtete. Beiläufig erwähnt hier Rutenberg der originellen Art, wie sich die Eingebornen zu einer Reise ausrüsten. Geld, Wasser und pulverisirter Kautaback sind die nothwendigsten Bedürfnisse zur Reise, und während sie die beiden letzteren in Ochsenhörnern, deren spitze Enden mit Holzstöpseln verschlossen werden, aufbewahren, wird das erstere unter der Lamba, dem grossen baumwollenen Umschlagetuche (meist das einzige Kleidungsstück) in dem Hüfttuche aufbewahrt.

Am folgenden Tage (13. October) wurde Fassi an der Nordwestküste erreicht. Grosse salzige Moraste hatten schliesslich noch vielfach den Weg versperrt, und als nun gar der Kommandant mit der üblichen feierlichen Einholung zögerte, war Rutenberg ohne Weiteres seinen zur Anmeldung vorausgesandten Hovas gefolgt und fand den Kommandanten mit den Aeltesten des Dorfes in der Lankara versammelt; zwei Stühle waren herbeigetragen und während der Kommandant, der übrigens früher Krankenwärter in Nossi Bé gewesen war, sich auf dem einen niederliess und Rutenberg unter freundlichem Händeschütteln auf dem anderen Platz nahm, wurde Wasser (!) herungereicht und nach der weitläufigen Auseinandersetzung über den Zweck der Reise verabredet, für den folgenden Nachmittag ein Boot zur Ueberfahrt nach Nossi Bé zu beschaffen. Des Tags über blieb dann Jeder der brennenden Sonnenstrahlen halber in seiner Behausung, am Abend aber nahm man ein gemeinschaftliches Bad in dem kleinen Flusse Fassi. Beiläufig muss hier erwähnt werden, dass die Ortschaften in Madagaskar häufig dieselben Namen tragen, wie die Flüsse oder Berge, bei denen sie liegen. Als Rutenberg am folgenden Nachmittage nach dem nur eine Stunde entfernten Dorfe Talimandi ging, um dem Versprechen gemäss mit dem Schiffe eines arabischen Händlers nach der kleinen Insel Nossi Bé überzusetzen, erklärte dieser, nicht mehr abfahren zu können, und bot unserem enttäuschten Reisenden ein Nachtlager unter einem Mückenzelte an, das allerdings Schutz vor dieser Landplage bot,

aber durch die darunter sich entwickelnde grosse Hitze keinen angenehmen erquickenden Schlaf verschaffte. Hatte Rutenberg früher immer geglaubt, dass Fassi am Meere läge, so sah er sich jetzt getäuscht, denn er musste noch reichlich einen halben Tag auf den vielfach gewundenen Mündungsarmen des gleichnamigen Flusses dahinfahren, ehe er die See auch nur von ferne sehen konnte. Das Schiff war wieder ein ausgehöhlter Baumstamm mit einer weit abstehenden Balancirstange zur Seite; es wurde meist von vier Mann gerudert, da bei den häufigen Krümmungen des Flusses das Segel wenig zu gebrauchen war. Die Ufer waren von Schilf und Bäumen bestanden, in denen schönfarbige Enten, grosse Adler und andere Vögel schaarenweise sasscn, aber auch Kaimans in grosser Zahl hausten. Um 11 Uhr wurden die geschossenen Enten am Ufer gebraten und Reis gekocht, wobei grosse Blätter und eine halbe Kürbisschale als Teller dienten und aufgerollte Blätter und Krebschalen die Löffel vertraten. Endlich gegen Abend erreichte man das offene Meer, da aber die Fluth noch nicht hoch genug gestiegen und der Wind ungünstig war, musste noch einmal der Anker ausgeworfen werden. Die Luft war angefüllt von grossen Mückenschwärmen und mit lautem Geschrei flogen Schaaren „fliegender Hunde“ über den Köpfen der ungeduldig auf günstigen Fahrwind Harrenden dahin. Das während der Ebbezeit vom Wasser entblösste Land war von zahllosen Wasservögeln bedeckt, die im Schlamme ihre Nahrung suchten. Gegen 9 Uhr Abends frische der Wind auf und der Versuch zum Weiterkommen wurde gemacht, aber gegen Morgen gerieth das ziemlich tiefgehende Boot wieder auf Grund und vergeblich suchten die Insassen es weiter zu schieben und zu schleppen. Endlich begann man einen Graben durch den Lehm aufzuwerfen, bis das Meer sich der Gestrandeten erbarmte und eine tüchtige Fluthwelle das Schiff wieder flott machte. Unglücklicherweise ist aber der Tagwind ein Südwestcr, so dass die Fahrt nur mühselig mit schwerem Rudern von statten geht. Ja die Schiffer lenkten sogar nach einiger Zeit wieder in eine Flussmündung (Bassueni) ein, um bei dem eine Stunde stromaufwärts liegenden Dorfe Pompomena ihren Hunger und Durst zu stillen. Zum Glück lag hier ein anderes Araberschiff, dessen Führer ihnen Reis und Fische gab, während ein Negerjunge für Rutenberg eine eigenthümliche Art von Fischen sammelte, die ihre langen Flossen auf dem sumpfigen Ufer wie Springstöcke benutzten. Gegen 9 Uhr Abends trat wie gewöhnlich in diesen Breiten günstiger Fahrwind (für die Zanzibarfahrer) ein und trieb das Schiff hinaus bis zu der flachen Insel Nossi Fali, südöstlich von Nossi Bé (= grosse Insel). Gegenüber liegt Nossi Cumba, das wie Nossi Bé den Franzosen

gehört und von einem Gouverneur verwaltet wird. Der Hunger hatte abermals die Schiffenden zur Landung auf Nossi Fali gezwungen, wo sie Reis abkochten und von den französisch redenden Eingeborenen Eier und Bananen erhielten. Während dessen war es aber wieder Abend geworden und der Gegenwind hatte die Herrschaft erhalten. Trotz der Warnung eines Insulaners vor nahem Sturm trieb Rutenberg zur Weiterfahrt und anfangs ging es auch ganz gut von statten, bald aber brach der Sturm los und die Kraft der Ruderer erlahmte. So musste man sich abermals zur Landung bequemen und während die Ruderer sich ein Plätzchen zum Ruhen suchten, machte unser unermüdlicher Reisender den Versuch, ein Bild von der Landschaft auf dem Papiere zu entwerfen, doch gelang es ihm seinem eigenen Geständnisse nach nur mässig, da das Charakteristische dieser Gegend, die Baum- und Blattformen, sehr schwer zu fixiren waren: die oft sehr grossen Blätter der strauchartigen Mangroven, die weit aufragenden, scheinbar erstorbenen Aeste von einzelnen Baumriesen mit wenigen Laubbüschelein an den äussersten Spitzen versehen, die schönen runden Kronen der dicht-belaubten Mangobäume, deren herrliche Früchte der Reife nahe waren, die prächtig geformten „Wandererbäume“ (Urania) und die grossen scharlachrothen Blütenstauden einzelner Büsche geben der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz. — Doch endlich konnte die Fahrt fortgesetzt werden, die nun schon vier Tage andauerte, während nach der Karte die Entfernung von Fassi nach Helleville auf Nossi Bé kaum 3—4 Stunden zu betragen scheint. Nach einer mühsamen Fahrt längs der Küste, zwischen grossen Steinen hindurch, sah man endlich um eine Ecke biegend den Hafen von Helleville vor sich: links einen Hügel mit einer Signalstange, rechts in dunklen Umrissen die Häuser, im Vordergrunde Dampfer und kleine Böte. Da aber der Wellenschlag ziemlich stark war und die Leute behaupteten, nach 6 Uhr Abends dürfe kein Boot in den Hafen einfahren, so landete Rutenberg unterhalb der Hafenummauer und eilte bei einbrechender Dunkelheit an verschiedenen Hütten vorbei auf ein grösseres, im europäischen Stile erbautes Haus zu. Als er in den Hof eintrat, fuhren ein paar Hunde auf ihn los, wedelten aber bei seinem Näherkommen mit dem Schweife, „weil er ein Europäer war“, wie später die Hausbewohner scherzhaft behaupteten; ein Diener führte ihn darauf in das Haus, das — ein glücklicher Zufall für unsern ermüdeten Reisenden — der Hamburger Firma Oswald gehört, an die er Empfehlungsbriefe abzugeben hatte. Dies Hamburger Haus besitzt hier ein grosses Areal, auf welchem Geschäftshaus und Wohnhaus, die Magazine, eine Reismühle und eine Anzahl

Hütten für die Arbeiter errichtet sind. Das kleine Dorf führt nach dem benachbarten bewaldeten Berge den Namen Lukubé (grosser Wald) und bildet eine Vorstadt von Helleville.

Trotz der anstrengenden Reise von Vohemar nach Fassi und Helleville wollte unser rastloser Wanderer so schnell als möglich weiter nach Majunga an der Westküste von Madagaskar fahren, um von hier aus in das Innere der riesigen Insel vorzudringen. Er eilte daher am andern Morgen in die Stadt, um zu erfahren, ob grade ein Schiff dorthin abginge, da aber weder ein Dampfer noch ein Araberboot in den nächsten Tagen in dieser Richtung fuhr, so entschloss er sich zu warten, was ihm um so leichter wurde, als er nach langer, langer Zeit einmal wieder deutsche Gastfreundschaft geniessen und an den Klängen der heimischen Sprache sich erfreuen konnte. Lukubé liegt höher und ist weniger vom Fieber heimgesucht als das gegenüberliegende Helleville, das seinen Namen von einem Gouverneur Helle, nicht, wie ein Engländer scherzend sagte, von hell (Hölle) hat; doch macht diese Stadt im Uebrigen einen ganz freundlichen Eindruck. Von dem Hafendamme, der an dem Kopfe eine Petroleumlampe trägt, gelangt man an einem kleinen Depot vorbei zu dem grossen Geschäftshause Roux de Freycinet; eine hübsche Allee von Mangobäumen führt zur poste aux lettres und zur Apotheke, wo Rutenberg seinem Versprechen gemäss die Medicin für seine Patienten in Ambonia einkaufte. Weiter folgt eine Kirche der Jesuitenmission, eine Kaserne und schliesslich mehrere Reihen Häuser, von hübschen Gärten umgeben. — Diesem europäischen Stadttheile gegenüber liegt terrassenförmig aufsteigend die schmutzige Araberstadt, Ambanura. Mit dem Namen Araber scheint dort übrigens ein grosser Missbrauch getrieben zu werden, denn Hindus und die Bewohner der Comoren werden, wenn sie Muselmänner sind, einfach Araber genannt. Die Haupthandelsartikel sind auf Nossi Bé wie auf Mauritius Zucker, Häute, die besonders von den Sakkalaven an der Südwestküste Madagaskars durch Hindus bezogen werden, ferner verschiedene Arten Holz, namentlich Ebenholz, endlich Kautschuk.

#### B. Von Nossi Bé nach Antananarivo.

Leider muss hier vorausgeschickt werden, dass in dem folgenden Theile des stenographisch und zwar häufig mit Bleistift geschriebenen Tagebuches Manches unleserlich ist, so dass es selbst dem grossen Geschick des Herrn Registrar Heusinger in Gotha, welcher auf Veranlassung des Herrn Dr. Lindeman die Uebertragung der Stenographie in die gewöhnliche Schrift übernommen hat, nicht

gelungen ist, alle fraglichen Punkte zu entziffern. Ich sah mich daher gezwungen, in meiner Bearbeitung einzelne Partien summarisch zusammenzufassen, um den Verlauf der ganzen Reise möglichst übersichtlich darzustellen.

Am 24. October 1877 war endlich ein Dampfer mit Fracht nach Majunga (Madzanga) in Helleville eingetroffen und sollte am folgenden Tage seine Reise fortsetzen. Rutenberg besorgte daher eilends die nöthigen Einkäufe, erbat sich von Herrn de Gallembert ein Empfehlungsschreiben an den französischen Consularagenten Mr. Martin in Majunga und ging Abends an Bord, wo er einen Engländer, Mr. Proktor, antraf, der einen befreundeten Missionar in jener Stadt besuchen wollte. Am folgenden Morgen lichtete der Dampfer die Anker und fuhr durch die Bucht von Passandava, welche durch eine von Süden her weit vorspringende Landzunge Madagaskars gebildet wird, sodann durch eine Gruppe kleiner Inseln in das offene Meer hinaus. Doch bald näherte er sich wieder dem Lande und erreichte am 26. oder 27. October (das Datum ist in dem Tagebuche nicht angegeben) Majunga an der Bembetukabai. Hier war noch Alles in festlicher Aufregung, da wenige Tage zuvor (am 23. October) das malagassische Neujahrsfest gefeiert war.

Majunga besteht, wie die meisten malagassischen Städte, aus einer Festung der Hovas auf einem Berg liegend und der eigentlichen Handelsstadt der „Araber“ an der Küste, umgeben von schönen Mangobäumen. Ein grosser Theil der Bewohner besteht aus Makoas (befreiten Mozambiquesclaven), die in zierlichen, aus Palmen-Blättern und -Rippen erbauten Häusern wohnen. Doch hat die Stadt ein ziemlich ruinenhaftes Aussehen, da in Folge der Aufhebung der Sklaverei die Sakkalaven die früher hier angesiedelten Araber vertrieben und ihre Häuser zum Theil zerstört haben.

Am 28. October setzte Rutenberg auf einem Segelboote seine Fahrt auf der Bembetukabai fort, fuhr dann in einen der beiden Mündungsarme des Marowayflusses ein und gelangte so am 30. October zur Festung Maroway, die eine grosse Anzahl Kanonen ohne Lafetten aufzuweisen hatte. Nachdem Rutenberg hier durch Vermittelung des Hova-Kommandanten vier Träger, zwei Soldaten und einen französisch sprechenden Diener, Jean Briton, angeworben und am Abend noch an einem Tanzvergnügen nebst Abendessen beim Kommandanten Theil genommen hatte, trat er am 1. November 9 Uhr Morgens mit seinen Leuten den Marsch in das Innere von Madagaskar an. Nach dreiviertelstündiger Wanderung in südlicher Richtung durch Zuckerpflanzungen überschritt er den Maroway, dessen Ufer ausserordentlich sumpfig waren, und gelangte bei einem

heftigen Gewitterregen nach Ambohiani, wo er übernachten musste. Am folgenden Morgen ging es weiter über eine weite Ebene, theils Ochsenweide, theils Sumpf, bis endlich niedrige Palmen, strauchartige Pflanzen und schliesslich ein Wald die Wanderer in seinen Schatten aufnahm; doch dauerte diese Annehmlichkeit nicht lange und durch ausgetrocknete Bäche und über sandige Höhenzüge gelangten sie nach Ntambunzy, das von ausgedehnten Reisfeldern umgeben ist. Der Kommandant, dessen Wohnung durch eine doppelte Umzäunung befestigt ist, empfing den „weissen Doctor“ sehr höflich und ersuchte ihn, den Kranken seine Hilfe angedeihen zu lassen, wofür er ihm eine Wage, Bananen, Hühner, Reis und Milch schenkte, während die Kinder des Dorfes eifrig für kleine Geldspenden Käfer, Schmetterlinge, Spinnen und Eidechsen sammelten. Am 4. November wurde der Marsch in südöstlicher Richtung fortgesetzt. Als man um Mittag auf stark schwankender Lakka den Kamurifluss, der von zahlreichen Kaimans unsicher gemacht wird, überschritten hatte, machte sich plötzlich, während Rutenberg mit der Säuberung seiner Vorrathskiste von Ameisen beschäftigt war, einer der Träger aus dem Staube, vielleicht aus Furcht, da hier schon das unsichere Saccalavengebiet beginnt. Doch unser Reisender lässt sich dadurch nicht irre machen und zieht durch die weite Ebene, welche sich vor ihm ausbreitet, rüstig weiter, bis er am Nachmittag 5 Uhr eine allem Anscheine nach erst kürzlich angelegte Hovafestung, mit doppelten Pallisaden bewehrt, auf einer kleinen Anhöhe erreichte, deren Kommandant ihn feierlich in sein Haus führte und befahl, Alles zu einem Gottesdienste zu rüsten, weil er annahm, dass der Ankömmling ein Missionar sei. Die Begleiter Rutenberg's wurden jedoch immer schwieriger, er musste schliesslich auch seinen Koch entlassen, ja am 5. November sogar Allen den Laufpass geben. Er miethete sich kurz entschlossen zwei neue Träger für sein Gepäck und setzte unverzagt seinen Marsch fort. Zahlreiche hohe, schlanke Palmen und einzelne strauchartige Gewächse hindern die weitere Aussicht, bis am Nachmittag ein hoher Sandhügel einen Ausblick über den Palmenwald hinweg auf das ferne Gebirge gestattet. Die nächste Raststätte ist Ambalasanakumbe, ein mit Pallisaden umgebenes Dorf, das ziemlich armselig ist, denn die Häuser haben meist nur ein Gemach, in welchem alle Hausbewohner und der Gast des Nachts gemeinsam sich auf den Boden hinstrecken, nur die Blechkoffer mit Vorlegeschlössern, Gewehr, Blechgeschirr, einige Flaschen, Spiegel, Dinte, Feder und Papier erinnern an europäische Industrie. Eigenthümlich ist die Sitte, an den Dachfirsten die Balken ähnlich zu kreuzen und mit Holzschnitzerei zu verziern, wie es an unseren sächsischen Bauernhäusern gebräuch-

lich ist, nur mit dem Unterschiede, dass die Schnitzerei nicht Pferdeköpfe vorstellen soll. Die Flora ist in dieser Gegend dürftiger, nur einzelne Wasserrosen schwimmen auf den kleinen Gewässern, dagegen zeigt sich ein grösserer Reichthum an Vögeln, Käfern und Schildkröten, und auf den grossen Grasflächen weiden sehr scheue Rinderheerden. Kleine Bäche durchkreuzen häufig den Weg, die wohl sämmtlich in den Betsibuka sich ergiessen. In ihrer Nähe wachsen vorzugsweise die Fiederpalmen, während die Fächerpalme auch auf steinigem Boden fortkommt. In der folgenden Nacht mussten sich die Wanderer mit einem Quartier in einigen verlassenen Hütten an einem Bache, Ampatulampikely, einem Nebenflusse des Manumbatumba, begnügen, nachdem sie in dem kühlen, wirklich strömenden Wasser die müden Glieder durch ein Bad erquickt hatten. Am folgenden Morgen erreichten sie nach einem zweistündigen Marsche den „Königinberg“ (Ambatumansako), auf dessen Spitze mehrere kleine Steinhäufen als Denkmale früher dort gemordeter Wanderer nach der Landessitte zum stillen Gebet mahnten, nach dessen Verrichtung jeder einen Stein dem Haufen beifügte. Unser armer Freund ahnte damals nicht, dass noch vor Ablauf des nächsten Jahres ihm das gleiche Schicksal bereitet werden würde, und dass ein anderer kühner deutscher Reisender den mohamedanischen Brauch auch zu seinem Gedenken erfüllen müsste. Am Fusse dieses Berges entspringt der obenerwähnte Manumbatumba und strömt in einem hübschen schattigen Thale nach Nordost. An Stelle der Fächerpalmen treten jetzt mehr und mehr die Fiederpalmen und Urania hervor, und statt der im Norden häufigen Tümpel und Teiche fliessen Bäche vielfach gewunden durch liebliche Thäler dahin. Der Boden steigt allmählich immer mehr an, je mehr man nach Osten vordringt und sich dem Hauptgebirgszuge in diesem Theile der Insel, dem Namaki, nähert. Gras, theils verdorrt, theils abgebrannt, theils im jungen Grün prangend, bedeckt die Flächen und verdrängt die sandigen Ebenen. Neue Baumarten treten hervor: Raffia, aus dessen Bast Vorhänge, selbst Gewänder gemacht werden, Areca, der kandelaberförmige Pandanus und Bambus. Die Marschrichtung ist vorherrschend südöstlich, wobei immer neue Parallelketten des Gebirges auftauchen. Endlich ist die Höhe des Tamaki erreicht, der Weg wird steinig und beschwerlich, dafür die Aussicht um so lohnender. Der Zusammenfluss der beiden Hauptströme in dieser Gegend, Betsibuka und Ikiopa, ist deutlich zu erkennen, in der Nähe entspringt der Kamuri, weiter östlich, durch eine Gebirgskette getrennt, fliesst der Sinko. Während Rutenberg diese imposante Landschaft noch betrachtete, näherte sich ein Zug weissgekleideter Frauen und Männer,

um ihn feierlich in ihr Dorf Antungodrazana einzuholen. Nach herzlicher Begrüssung, Händedrücken und langen Reden geht es unter Gesängen in das Dorf, das rings von gelblich blühenden Cactuswäldern und einem neuen Pallisadenzaun umgeben ist. Da der Hovakommandant gerade abwesend ist, so führen Officiere unseren Reisenden in das ihm zur Raststätte bestimmte Haus, wo noch einmal eine feierliche Unterredung stattfindet mit der üblichen Frage, ob zu Hause Alles wohl sei. Darauf wurde ihm ein Schwein zum Geschenk gebracht; die Schweinezucht scheint hier der Haupterwerbszweig zu sein; das Entrée der Häuser ist daher gewöhnlich der Schweinestall, der aber ziemlich sauber gehalten wird. Die Thiere sind meist schwarz oder schwarz und weiss gefleckt. Auch in jenem Dorfe hielt man Rutenberg für einen christlichen Missionar und wollte ihn zur Predigt in die Kirche führen. Am Abend kamen die Officiere mit Musikinstrumenten, Violine, Harmonika und Trommel, und führten ein wunderliches Concert auf, bis ein heftiges Gewitter dem Treiben ein Ende machte. Am folgenden Morgen traf der Kommandant ein, und durch seine Vermittelung erhielt Rutenberg drei Soldaten als Träger, freilich schliesslich zu einem höheren Preise, als anfangs verabredet war. Dagegen hatte am Abend vorher der Diener Rutenberg's, Jean Briton, den Wunsch geäussert, in dem Orte zu bleiben oder nach Majunga zurückzukehren, er war auch am folgenden Morgen verschwunden, stellte sich jedoch später in einem höchst jammervollen Zustande wieder ein und that Alles, was ihm geheissen wurde, ohne mit einer Silbe seines Wunsches ferner Erwähnung zu thun. Der Weg führte nun in einer flachen Thal mulde zur Quelle des Kamuri, welche auf einer mit jungem Gras bedeckten, etwa zwei Stunden breiten Hochebene liegt. Am östlichen Rande des Plateaus angelangt, eröffnet sich ein neuer Blick auf die Gebirgsformation der Insel. Eine lange, kahle Bergkette dehnt sich in nordsüdlicher Richtung aus, deren gerade Conturen im Norden sie als Ränder höherer Hochebenen erkennen lassen, während im Süden mehrere Bergreihen hinter und über einander hervortreten. Der Wasserreichthum ist hier durch Anlegung von Berieselungsgräben für den Reisbau nutzbar gemacht und Bananenpflanzungen geben den Dörfern ein freundliches Ansehen. Doch war unseren Reisenden der durch die grade im November herrschende Regenzeit bedeutend erhöhte Wasserstand der Bäche und Flüsse manchmal störend, wenn kein Dorf und keine Lakka in der Nähe war und die Träger keine gute Furt auffinden konnten. Aber auch hier bewährte sich das Sprüchwort *fortes fortuna adiuvat*, denn als Rutenberg durch die Erzählungen einiger Bewohner von Killiloa besorgt gemacht war,

dass es ihm für die nächste Zeit nicht möglich sein würde, den nahen grösseren Fluss Mazamba zu überschreiten, traf es sich, dass der Kommandant denselben Weg (nach Ambatumansaka) zu machen genöthigt war, und dessen Leute kannten eine Furt, durch die man, wenn auch bis an die Brust im Wasser wadend, das jenseitige Ufer erreichte. Der Hova erwies sich auch später als ausserordentlich zuvorkommend, denn er beauftragte einen Mann aus dem nächsten Dorfe, Rutenberg weiter zu führen; derselbe versuchte zwar anfangs während der Wanderung durch ein Schilfdickicht zu entweichen, erfüllte aber, als er von Jean eingeholt und mit der Pistole bedroht war, seine Aufgabe auf das beste. Der kleine, aber tiefe Fluss Kelilali veranlasste einen längeren Aufenthalt, da keine Furt zu finden war und deshalb ein Baum gefällt werden musste zur Herstellung einer fliegenden Brücke. Dabei brach ein gewaltiger Regen los, der die ermüdeten und hungrigen Reisenden völlig durchnässte. Erst spät Abends kamen sie in dem grossen Sakkalavendorfe Ampandri an, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Am Eingange des Dorfes stand ein grosser, mit einem Laken umwickelter Stein, unter welchem ein Geheimmittel vergraben war, das feindlichen Angriff abwehren sollte. Nicht weit davon war ein hoher Pfahl mit einer Art Laterne aufgerichtet, bei welchem sich die Sakkalaven jährlich einmal versammeln sollen, um für die Todten zu beten und ihre Schatten zu beschwören, damit sie die Lebenden nicht heimsuchen. Der Weg wird immer beschwerlicher, Sümpfe und Bäche und steile Bergrücken wechseln mit einander ab, dabei fällt häufig Regen, so dass schliesslich selbst die Kräfte unseres muthigen Wanderers erlahmten und er sich von seinen Leuten bewegen liess, in dem Dorfe Amparafaravola einen Tag zu ruhen. Dieses Dorf hat wieder einen Hovakommandanten, der in einem dreifach verschanzten Hause residirt. Etwas abseits davon stand ein aus Lehm gebautes Haus, eine Schule, der Lehrer konnte etwas englisch sprechen, holte seine Wandkarten von Europa und Asien herbei und liess sich von Rutenberg die Lage von Bremen zeigen. Auch hier waren an allen Ausgängen des Dorfes Pfähle mit Blechkasten oder Ochsenköpfen aufgestellt als Schutzwehren gegen Feinde. Die Gegend ist hier sehr sumpfig und es kam daher nicht selten vor, dass auf dem Weitermarsche plötzlich einer von den Leuten bis an die Knie in den Morast versank, wenn er von den als Brücken benutzten Baumstämmen hinabstürzte. Der Weg bis zum nächsten Dorfe war lang und schon ging die Sonne unter, aber der Mond beleuchtete hell den feucht schimmernden Boden. Endlich um 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Ahends langten die Reisenden in dem von hohen Cactus umgebenen Dorfe Ambohitsanhari an, wo der

Kommandant, bekleidet mit einem schwarzen Rocke, an welchem silberne Frankenstücke die Stelle von Knöpfen vertraten, sie feierlich empfing. Ein Feuer aus Sera-Sera (getrockneten Binsen) wurde unter einem grossen Kessel angemacht und beim Theetrinken erzählte der Kommandant auch von seinen Wanderungen durch die Umgegend. Am folgenden Morgen beorderte er einen Dorfbewohner als Führer, der aber bald, nachdem sein Herr fortgegangen war, sich ebenfalls aus dem Staube machte und trotz der energischen Verfolgung und Bedrohung nicht zum Mitgehen bewegen liess, so dass schliesslich durch Vermittelung eines Officiers ein anderer Führer gesucht werden musste. Das Land ist hier, wie schon bemerkt, ausserordentlich sumpfig, die Häuser liegen auf kleinen Anhöhen weit zerstreut, zahllose Mücken belästigten die Reisenden bei Tag und Nacht, trotzdem geht es rüstig zum Alaotrasee, der am 18. November erreicht wurde. Eine grosse Lakka ohne Balancirbalken, dem Kommandanten gehörig, wird bestiegen, und die Fahrt geht bei auffrischendem Winde quer über den See in südöstlicher Richtung. Am Nordende biegt das Seeufer weit nach Osten aus und lässt hier Raum für eine Insel; ein kleiner Bach, Ngungi, bei Ambohitsuahari entspringend, mündet ihr gegenüber, während ein Abfluss, Mananguru, östlich fliessend, bei Vohimassy in das Meer fällt. Nach einer Fahrt von  $\frac{5}{4}$  Stunden wird das südöstliche Ufer der Bucht in der Nähe einer Häusergruppe Ambohitsuah am Fusse der Anrumbaberge erreicht. Der Sakkalavenhäuptling machte anfangs Schwierigkeiten bei der Beschaffung einer anderen Lakka, liess sich aber schliesslich durch Geschenke dazu bewegen. Auf dem See schwimmen Elodea-ähnliche Blattpflanzen mit zahlreichen kleinen Blüten, die wie Schimmel aussehen, am flachen Westufer erhebt sich dichtes Schilfgebüsch, aus welchem zuweilen ein Kaiman verwundert seinen Kopf heraussteckt und eine Menge Vögel erschreckt auffliegen. Allmählich beginnt der Wind heftiger zu wehen, der Bootsmann wird ängstlich und will landen, aber Rutenberg zwingt ihn zur Weiterfahrt, da trotz der Menge von einzelnen Häusern und Dörfern keine andere Lakka am Ufer zu entdecken war. Das Ufer ist rings von Schilf, gelb blühenden Akazien und vielen Wasserpflanzen dicht besetzt, und davor schwimmen im Wasser Nymphen, Potamogeton und Elodea-ähnliche Pflanzen, die das Landen sehr erschweren. So fahren denn die Reisenden möglichst nahe dem Ostufer entlang, das zahlreiche Einbuchtungen hat, so dass das Vordringen nach Süden nur langsam von statten geht, zumal da kein Segel im Schiffe anzubringen ist und die kurzen, schmalen, schaufelförmigen Ruder zum raschen Vorwärtskommen nicht geeignet sind. Bei Sonnenuntergang, als man gerade eine vorspringende Landzunge

umfuhr, wurde der Wind stärker und kälter und trieb das Schiff weit in den See hinaus und Rutenberg griff selbst zum Ruder, um sich die nöthige Körperwärme wieder zu verschaffen, die ihm seine wollenen Decken nicht mehr boten. Endlich um 10 Uhr Abends, nachdem schon einige Male vergebens den Pflanzengürtel des Ufers zu durchdringen versucht war, stiess man auf einen aus schmalen, parallellaufenden Hölzern hergestellten Fischkasten und vernahm vom Ufer Hundegebell; durch Flintenschüsse wurden die Bewohner der nahegelegenen Hütten herbeigerufen, dann das Boot durch den tiefen Schlamm an das Land gezogen und endlich 12 Uhr Nachts konnten die ermüdeten Seefahrer einen warmen Imbiss zu sich nehmen, der über brennendem Kuhdünger bereitet war. Von hier, wo die Südspitze des See's nicht mehr fern war, ging es am folgenden Morgen zu Fuss anfangs an dem allmählich höher steigenden Berghange, dann durch Reisfelder und Sümpfe in südlicher Richtung nach Ambaton-Drazaka, wo ein englischer Missionar, Mr. Pearse, mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter seit zwei Jahren angesiedelt ist. Die Herstellung der Wohnung auf einer Anhöhe (der Platz kostet jährlich drei Dollars Miethe) hatte grosse Schwierigkeiten bereitet, da die Dorfbewohner trotz strengen Befehls des Gouverneurs kaum zu Handlangerdiensten zu bewegen waren und Mauerleute nebst dem Material (an der Sonne getrocknete Ziegeln) aus der Hauptstadt herbeigeschafft werden mussten. Die in der Nähe stehende Kapelle war mit einem Blitzableiter versehen, trotzdem hatte der Blitz die vor dem Hause befindliche Glocke zertrümmert. Der Gouverneur wohnte wieder in einem mit doppelter Pfahlreihe umgebenen Hause; am Eingange der ersten Reihe stand in einem Verschlage eine grosse Trommel, mit welcher des Abends den Dorfbewohnern ein Zeichen zum Auslöschten der Herdfeuer gegeben wird; im Vorhofe standen Mangobäume, deren Früchte aber noch unreif waren, das Wohnhaus selbst ist zweistöckig und ganz behaglich eingerichtet, eine Feldkanone endlich vollendete die Residenz des Hovahäuptlings, dessen Untergebene eine gewisse militärische Schulung in der Hauptstadt durchgemacht hatten. Uebrigens ist der Ort berüchtigt wegen des häufig auftretenden Fiebers und der Missionar hatte ausser seinem seelsorgerischen Amte auch die Pflichten eines Arztes zu üben. In seiner Schule konnte er einige recht erfreuliche Resultate aufweisen, denn wenn auch im Uebrigen die Sakkalaven ziemlich arbeitsscheu sein sollen, so zeigten sie doch grosse Lernbegierde und einige hatten im Schreiben und Lesen schon eine ziemlich gute Fertigkeit sich erworben. Dagegen waren sie weniger eifrig im Kirchenbesuche.

Nach zweitägigem Aufenthalte wurde der Marsch nach der Hauptstadt angetreten, doch heftige Kopfschmerzen zwangen unseren Reisenden, schon in dem nächsten Dorfe, Vondruzana, Rast zu halten, wo allerdings die zahlreichen Ratten und sonstigen lästigen Gäste der Unreinlichkeit in der Hütte des Kommandanten einem erquickenden Schlummer wenig förderlich waren. Trotzdem versuchte Rutenberg am folgenden Tage den nahen Bergrücken zu besteigen, um einen weiteren Ueberblick über die Gegend zu gewinnen. Von hier aus überschaute er die weite Ebene des Alaotrasee's, die dreifache Reihe der Höhenzüge, welche in vorherrschend nordsüdlicher Richtung streichen, zwischen denen der Hauptzufluss des See's, der Antsahabe, fließen soll, grosse Reispflanzungen und imposante Waldungen, durch deren dichtes Unterholz und zahllose Kletterpflanzen nur vereinzelt die Axt der Menschen Pfade geschaffen hat. Selten liess ein Vogel seine Stimme erschallen oder ein Maki seine komischen Sprünge bewundern. Doch bald musste Rutenberg davon abstehen, tiefer in diese Wildniss vorzudringen, da aus dem sanften Regen plötzlich ein heftiger Gewitterregen, mit grossen Hagelkörnern untermischt, wurde. Unter dem niedrigen, dichten Buschwerk am Waldessaum, zusammengekauert, wartete er das Ende des Unwetters ab und eilte dann völlig durchnässt, durch hohes Gras, oft durch mächtige Bergrutsche gehindert zu den nächsten Hütten. Endlich am 26. November konnte der Weitermarsch angetreten werden. Unterwegs hatte unser Reisender Gelegenheit, die Bestellung eines Reisfeldes zu beobachten: das Land war fast völlig unter Wasser gesetzt und in diesen Schlamm wurden mit lautem Geschrei Ochsen getrieben, um das Erdreich noch mehr aufzulockern und es für die Aufnahme der Reiskörner geeignet zu machen. Als nach etwa dreistündiger Wanderung das Dorf Ambohitsimananadi erreicht war, wurde Rutenberg von einem so heftigen Fieberfrost befallen, dass er sich entschloss, nach Ambatondrazaka zurückzukehren, um seinen durch die geringe und schlechte Kost der letzten Tage erschöpften Körper besser pflegen zu können. Nach einem mühsamen Marsche über Berg und Thal wurde Anossibié erreicht, dessen Gouverneur in einem hochgelegenen, durch einen reichverzierten Giebel ausgezeichneten Hause wohnte. Auch das Innere des Gebäudes deutete auf die Neigung des Bewohners zum Prunk, denn die Wände waren mit Bastmatten bekleidet und das Holzwerk mit schwarzen, weissen und rothen Dreiecken bemalt. An der einen Wand stand eine hohe Reole zur Aufbewahrung von Gefässen, an der andern ein buntbemalter Porzellanschrank und an der dritten eine ziemlich plumpe Bettstelle. Weil aber hier der Wohnraum zu allen möglichen Zwecken benutzt wird, so sah man auch

in der einen Ecke ein Herdfeuer glimmen, in der andern in einem Troge einen Puter seine Eier ausbrüten, während Frauen beschäftigt waren, aus Raffiabast eine neue Matte herzustellen. Vor dem Wohnhause bemerkte Rutenberg hier zum ersten Male auf seiner Reise ein Taubenhaus. Der Eingang in das Wohnhaus ist wie gewöhnlich sehr unbequem, da man erst einige Stufen zur Schwelle hinauf und dann wieder einige zur Diele hinabsteigen muss.

Rutenberg's Hoffnung, hier eine Sänfte (Filanzan) bekommen zu können, erwies sich als falsch und so musste er denn mühsam von Dorf zu Dorf weiter ziehen, anfangs auf den schmalen Dämmen, die die sumpfigen Reisfelder von einander trennen, dann an dem Bache Vondruzana entlang, schliesslich den Bergrücken hinan, an dessen Westfusse der Antsahabe fliesst. Als dieser überschritten war, erreichten die Wanderer gegen Abend Ambatondrazaka, wo sie von Mr. Pearse wieder gastfreundlich aufgenommen wurden. Rutenberg konnte noch von Glück sagen, dass seine Füsse ihn so weit getragen, denn nun brach das Fieber in voller Heftigkeit aus und fesselte ihn mehrere Tage an das Bett. Doch unter der liebevollen Pflege des Missionars und seiner Gattin überwand sein jugendkräftiger Körper diese Gefahr und am 1. December konnte er wieder dem bunten Treiben des Marktes hinter dem Missionshause zuschauen. Der ziemlich grosse Marktplatz ist von einem niedrigen Erdwalle umgeben und lehnt sich im Norden an einen Hügel, von welchem herab der Gouverneur in feierlicher Rede die Eröffnung des Marktes verkündete. Jeder Verkäufer hatte auf einer viereckigen Erhöhung seine Waaren ausgebreitet: getrocknete Fische, kranzartig aufgerollt, Aale, Reis, Bananen, Gemüse, Geflügel, Baumwolle, Seidengewebe, Taback, Perlen, Messer, Scheeren u. a. m. Auch Ochsen wurden vielfach zum Kauf ausgebaut. Diese Markttage werden vielfach dazu benutzt, um Anzeigen und Mittheilungen der Regierung im weiteren Kreise bekannt zu machen oder auch gelegentlich um gerichtliche Untersuchungen anzustellen. So war gerade damals ein „Ochse der Königin“ (die der Königin gehörigen Ochsen sind an den Ohren gezeichnet und müssen von Jedermann sorgsam gehütet werden) in einem benachbarten Dorfe gestohlen worden; in Folge dessen wurden sämmtliche Männer, 200 an der Zahl, herbeigerufen, ausgefragt und am Abend, da sich an ihren Speeren keine Blutspuren zeigten, wieder entlassen, freilich nicht ohne hohe Geldsummen in den Händen des Gouverneurs und der Officiere hinterlassen zu haben. Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, wurde zweimal Gottesdienst abgehalten, zuerst von einem eingeborenen Prediger und dann vom Missionar Mr. Pearse. Auch der Gouverneur hielt eine Ansprache,

begleitet von vielen Gesten, dann las er fliegend ein Capitel aus der Bibel vor. Gesang und Gebet beendete den Gottesdienst, dem diesmal eine grosse Menge aufmerksamer Zuhörer beiwohnte. Das Gotteshaus ist ganz aus Stein gebaut und misst etwa 23 Meter in der Länge und 10 Meter in der Breite.

Endlich am 3. December gelang es Rutenberg, vier Männer für seine Sänfte und zwei Gepäckträger zu engagiren und nach herzlichem Abschiede von seinen treuen Pflegern wurde der Marsch nach der Hauptstadt angetreten. Durch Reisfelder, in denen die Ernte begonnen hatte, über Berghöhen und durch Flussthäler geht es zunächst in südlicher Richtung nach Mangantuni am Südrande der Antsihanakaebene, in welcher der Alaoträsee liegt. Am folgenden Tage wurde der breite aber flache Andranafotsyfluss überschritten und bei Berihete die Quellen des Antsahabe erreicht. Die Bergkette, Ambossiborone, fällt hier in das Thal ab, anfangs noch mit niedrigen Bäumen bestanden, bald aber kahl, mit röthlicher Sandschicht bedeckt. Aber weiter südlich erheben sich neue Bergrücken mit prächtigem Hochwald bedeckt, so dass diese Einsattelung mit Recht den Namen Ambaravarambato, „Felsenthor“, trägt. Die Gegend scheint wenig bevölkert, aber sehr wasserreich zu sein, denn immer neue Bäche und Sümpfe sind zu überschreiten, von denen der grösste der Mananguru ist, welcher an der Ostküste nach einem langen Laufe nach Süden zwischen Vohimasi und Manahoro mündet. Erst südlich des Ambaravarambato mehren sich wieder die Dörfer, auch macht sich mehr und mehr der Einfluss der Hauptstadt geltend, die Leute tragen vielfach Strohhüte, die Frauen eine Art Jacke und Rock, und haben bessere Geräthschaften im Gebrauche, als in der nördlichen Gegend zu finden waren. Auch halten zuweilen Händler auf offenem Felde unter riesigen Sonnenschirmen ihre Waaren feil: Fleisch, Reis und Hühner. Am Morgen des 8. December erblickte Rutenberg zuerst die weissen Häuser und den hochragenden Palast der Hauptstadt Antananarivo von hohen blauen Bergen im Süden eingerahmt. Eine Menge von Dörfern mit Lehmhäusern bilden gewissermassen eine lange Reihe von Vorstädten. Manche Häuser haben zwei Stockwerke oder ein vorspringendes Dach, das, von Säulen getragen, an den Stil der Schweizerhäuser erinnert. Auch braune und weisse Schafe beleben jetzt das Landschaftsbild, die aber weniger der Wolle als des Fleisches wegen gezüchtet werden sollen. (Ein Schaf kostet 1 Shilling, ein Ochse 3—5 Dollars, ein Schwein 2 Dollars.) Längs der Strasse erheben sich viele Gräber, deren grosse Anzahl nicht so sehr aus der starken Bevölkerung dieser Gegend, sondern aus der eigenthümlichen Sitte der Hovas zu erklären

ist, ihre Leichen, wenn irgend möglich, in diesem District (Emerina) begraben zu lassen. Die Gräber sind meist viereckige, mit Steinen oder Lehmstücken umgrenzte Erdhaufen, mit Quarz oder anderen Steinen überdeckt, oft aber auch nur mit Gras bewachsen, dahinter stehen hohe Steinplatten als Denksteine. Als Rutenberg in Sabutsi, etwa eine Stunde vor der Hauptstadt, ankam und sich in einem noch nicht ganz fertig gestellten Lehmhause sein Essen kochen liess, kam ihm in einer Sänfte ein Hovaofficier entgegen, der sich erbot, sein Empfehlungsschreiben an Dr. Davidson in Helleville an den norwegischen Arzt und Missionar Dr. Borchernik in Antananarivo zur vorläufigen Anmeldung mitzunehmen. Beim Aufbruch fand unser Reisender an seiner Sänfte plötzlich andere Leute, die ihn mit ungewöhnlicher Schnelligkeit oft im vollen Trab bergauf und bergab weiter trugen, so dass sein Diener mit der Flinte und die Gepäckträger kaum folgen konnten; es waren Freunde seiner bisherigen Träger, die sich ein Trinkgeld verdienen wollten. Als man so gegen Dunkelwerden vor dem Hause des Dr. Borchernik anlangte, war dieser sehr erstaunt, plötzlich Besuch zu erhalten, da der Officier den Brief gar nicht abgegeben hatte, doch wurde in dem weitläufigen Hause, das 55 Pensionäre beherbergte, bald Rath geschafft und für Rutenberg vorläufig im Lesezimmer auf dem Sopha ein Nachtlager bereitet. Hier konnte er nun endlich eine Zeit lang wieder nach europäischer Weise leben. Des Morgens gab es ganz schmackhaften Madagaskar-Kaffee, wozu allerdings der schwer lösliche malagassische Zucker in Stücken gegessen werden musste, auch Milch war reichlich zu haben und gutes Schwarzbrot; Mittags Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, und als Nachtmahl manchmal Maulbeer- oder Cape gooseberry-Suppe, Abends Thee, Eier u. a. m. Das Brennmaterial, Holz und Kohlen, ist ziemlich theuer, daher benutzen Viele Heu zur Feuerung.

Rutenberg machte hier zunächst unter den Norwegern recht angenehme Bekanntschaften: einen Arzt Dr. Goldberg, der hier eine Privatklinik einzurichten beabsichtigte, und zwei Geistliche, Rev. Dahle, der sich durch umfangreiche Sprachkenntnisse hervorthat, und Rev. Valen, der früher in Imandza bei Murundava ansässig gewesen, wegen des dort grassirenden Fiebers hierher gezogen war. Der Garten des Herrn Dr. Borchernik enthielt ausser Rosen, Nelken, rothem Salbei, Georginen, Weinreben, Oleander auch die prächtigen Passionsblumen, Eukalypten, Mango und Pflirsiche. Die Mangofrüchte waren hier noch nicht reif, dagegen wurden auf dem Markte schöne Ananas zum Verkaufe ausgesetzt. Der Marktplatz gewährt überhaupt einen interessanten Anblick: in langen Budenreihen sind täg-

lich Früchte (Ananas und Bananen), Gemüse, geschälter und ungeschälter Reis, Bohnen, Maulbeeren, aber auch europäische Waaren, wie Flaschen mit Süssigkeiten, Seife, Dinte, Federn, Papier, Spiegel und andere Luxusartikel, ferner Taback, Zucker, Heu, Kohlen, Holz, Stricke und Bambus ausgestellt. Ein dichtes Gedränge herrscht namentlich am Hauptmarkttag, am Freitag (Joma), in den Reihen der Buden, die dann noch eine reichere Auswahl von Verkaufsgegenständen aufzuweisen haben: Thüerschlosser und Vorlegeschlösser einheimischer Arbeit, Messer und Scheeren, Thürangeln, rohe Baumwolle und Seide, baumwollene Tücher (Lambas), Hanfkleider, Raffia-Bast und -Gewebe, grosse Sonnenschirme, aus demselben Stoffe hergestellt, Strohhüte, Hornlöffel und -Kämme, Blech- und Thongeschirr, endlich Slaven, Hühner, Schweine und Ochsen.

Am 15. December wurde Rutenberg zur Audienz zum Premierminister beschieden. Von zwei Norwegern, Dr. Borchernik und Dahle, und einem Hovaofficier geleitet, betrat er den sogenannten Silberpalast. Auf einer Wendeltreppe stieg man zu dem 15 qm grossen Empfangssaale hinauf, wo Se. Excellenz schon den Besuch erwartete. Der Premierminister ist ein Mann von kaum mittlerer Grösse, sehr dunkler Hautfarbe, leicht gekräuseltem Haar und hatte nicht den eigentlich malayischen Gesichtstypus. Er war ganz europäisch gekleidet und trug einen Rock mit Sammetaufschlägen, einen breiten Shlips mit goldener Spange, riesige Hemdknöpfe, eine Uhrkette aus fingerdicken blau emallirten Gliedern mit einer dicken goldenen Troddel, elegante kleine Damentiefeln. Der Empfangssaal ist sehr hoch und seine Decke wird in der Mitte von einer sehr umfangreichen viereckigen Säule getragen. Die Wände sind unten mit grossen bunten Blumen bemalt, über welchen eine Art Freskogemälde, Seegefechte und Schlachten Napoleons I., von einem Maler Vaharas entworfen, angebracht sind. Ueber diesen folgen dann wieder gelbbunte Tapeten, von Eingeborenen angefertigt. Ein grosser Theil der Freskogemälde war aber verdeckt von anderen grossen Bildern, den Palast der Königin darstellend, eigenthümlichen steifen Figuren und wunderlichen Bäumen, wie man sie auf chinesischen Bildern vielfach findet, daneben hingen englische Weltkarten und physikalische Karten, die Umdrehung der Erde um die Sonne, die vier Jahreszeiten und die Mondphasen erläuternd, endlich Wandkarten von Asien, Afrika und England. Uebrigens schien der Saal auch als Aufbewahrungsort für alle möglichen Dinge zu dienen, denn es standen gleich am Eingange alte Kisten und Kasten, eine Sänfte, Himmelbetten und dazwischen wieder eine zerbrochene Orgel und Erdkugeln. Um die Mittelsäule war ein grosser Tisch herumgestellt,

auf welchem die Prunkstücke aufgereiht waren: zwei grosse silberne Vasen mit Reliefverzierungen von einheimischer Arbeit, aber wohl nach europäischem Vorbilde angefertigt, ferner kleine Nippes, ein zweiarmiger Leuchter u. a. m., Holzstühle und Bänke, sowie mehrere Tische standen in dem weiten Raume unregelmässig umher, auf diese setzten sich die Gäste und mehrere europäisch gekleidete Hovas, während der Minister auf einem blauen Polsterstuhle Platz nahm und zwei Diener in blossen Füßen sich auf einer Lamba (Decke) am Boden niederkauerten. Rutenberg musste nun seine Reiseerlebnisse berichten, wobei Dr. Borchernik den Dollmetscher machte und dem Minister einige Schmeicheleien über die enormen Fortschritte, die die Cultur auf Madagaskar gemacht habe, sagte. Dann folgte die übliche Erkundigung nach dem Befinden der Königin und des Ministers, worauf der letztere versicherte, dass er noch nie vom Fieber befallen sei, trotzdem er einmal einen Feldzug gegen die Sakkalaven sogar in der warmen Jahreszeit in der fieberreichsten Gegend unternommen habe. Hierauf erkundigte sich der Minister nach dem Alter des Kaisers und des Fürsten Bismarck und freute sich, dass beide noch so rüstig seien. Bei allen Erzählungen zeigte der Minister grosses Interesse und gab seiner Verwunderung über manche Dinge in der lebhaftesten Weise Ausdruck. Schliesslich versprach er Rutenberg einen Empfehlungsbrief an den Gouverneur von Mevantanana. Darauf verabschiedete sich Rutenberg, nachdem er ein kleines Geschenk für die Königin niedergelegt hatte.

Die Haupteinnahmen des Staats sind die Ausfuhrzölle, die man vor zwanzig Jahren nach den damaligen Preisen zu  $\frac{1}{20}$  des Werths angesetzt hatte. Ausserdem muss jeder Eingeborene jährlich ein Reiskorn als Kopfsteuer geben, was leicht als Mittel zur Volkszählung benutzt werden könnte, wenn die Kommandanten wirklich alle nach der Hauptstadt abliefern. Ueberdies sind alle Unterthanen zu unentgeltlichem „Staatsdienste“ verpflichtet, während die frühere Unsitte, dass jeder Officier eine beliebige Anzahl Leute ohne Entgelt für sich arbeiten lassen konnte (Deka), jetzt eingeschränkt und nach der Rangordnung abgestuft ist. Der höchste Beamte kann jetzt nur 30 (früher 1000) Dekas beanspruchen. Diese Frohndienste sollen ein Hauptgrund der Arbeitsscheu der Malagaschen sein, da Jeder, der etwas Gutes zu leisten vermag, sofort von einem Officier zum Deka bestimmt werden kann.

Der rascheren Ausbreitung des Christenthums steht die Missgunst der Missionare der verschiedenen religiösen Körperschaften hindernd im Wege. Die „London missionary station“ entsendet die meisten Missionare und sorgt durch eine eigene Buchdruckerei für

die nöthigen Lehrbücher an Ort und Stelle, hierin wird sie nur von den Quäkern (friends' foreign mission) übertroffen, die sogar Karten, Bilder und eine illustrierte Zeitung mit grossen Kosten anfertigen. Das Ansehen der Franzosen ist trotz der grossen Rührigkeit ihres Consuls nicht sehr gross im Lande, namentlich seit dem deutsch-französischen Kriege, der von den Malagaschen mit grossem Interesse verfolgt worden sein soll. Man findet in den Häusern mancher Eingeborenen Bilder von den deutschen Feldherren und Staatsmännern, z. B. „Moltke in der Schlacht bei Sedan“. Im Jahre 1870 sollen sogar die französischen Jesuiten ihre Abstammung verleugnet und sich für Italiener und Spanier ausgegeben haben.

### C. Von Antananarivo zurück nach Nossi Bé.

Am 17. December 1877 verliess Rutenberg die Hauptstadt, um weiter nach Südwesten vorzudringen, trotzdem sein Gastfreund, Dr. Borchernik, ihn zu bereden suchte, doch gerade jetzt von der fieberreichen Landschaft fern zu bleiben. Aber der unerschrockene Reisende hielt sich nach der glücklichen Ueberwindung des Fieberanfalls am Alaotrasee für gefeit gegen diesen heimtückischen Feind und sehnte sich nach Briefen aus der Heimat, die er in Majunga vorzufinden bestimmt erwartete. Herr Dr. Borchernik machte noch zum Abschiede eine kleine photographische Aufnahme von Rutenberg und seinen Begleitern, die über Bergen in Norwegen glücklich auch in unsere Hände gelangt ist. Nach einem herzlichen Abschiede zog die kleine Karavane am Palaste des Premierministers und am Grabmale des letzten Königs, Radama II., der, weil die Malagaschen das Blut desselben nach altem Gesetze nicht vergiessen dürfen, von den Empörern erwürgt wurde, vorbei, dann zur Stadt hinaus durch Reisfelder, in welchen Frauen eifrig mit dem Pflanzen der Stecklinge beschäftigt waren, bis zum Ikiopafusse, der, anfangs in westlicher, dann in nordwestlicher Richtung fliessend, in den Betsibukafuss mündet. Auf einer gut gearbeiteten Lakka wurde bei dem Dorfe Ambaniala der etwa 45 Meter breite Fluss überschritten, da von der früher hier erbauten Brücke nur noch ein Bogenpfeiler am hohen Lehmufers Zeugniß giebt, während grössere Pfeiler und Bogenreste sich kaum sieben Meter weiter an dem kleinen Nebenflusse Ampitanfiky finden. Höhenzüge durchkreuzen die Reisfelder nach allen Richtungen, zahlreiche Dörfer mit vielbesuchten Märkten erinnern, dass man sich in der Nähe der Centralstätte des Verkehrs befindet. In kurzer Zeit gelangte man wieder zu einem flachen, aber ziemlich breiten, zwischen hohen Lehmufern dahingleitenden Flusse, Andromba, über den wenigstens noch die Steinbogen führen, wenn auch der Oberbau

der Brücke fehlt. Am Nachmittag wurde wieder ein kleiner Bach, der Katsacka, durchwatet, der, vielfach gewunden, am folgenden Morgen noch einmal überschritten werden musste. Die Gebirgszüge sind strahlenförmige Ausläufer des Ankaratra; von einem derselben kommen wild schäumend die Quellen des Andromba, welcher noch in den Ikiopa fällt. Doch liegt hier eine kaum merkliche Wasserscheide, da die weiter südlich folgenden Bäche sich in den Mangoro ergiessen, der das Wasser dem Indischen Ocean zuführt. Die Landschaft wird allmählich immer imposanter, denn schon erheben am Horizonte der Tsiafazavona und der Tsiafakafo ihre felsigen Häupter, das nächste Ziel der Wanderung. Aber diese Bergriesen werden von den Eingeborenen mit abergläubischer Furcht gemieden, so dass selbst das von der Königin und dem Minister untersiegelte Decret die Leute nicht bewegen konnte, unserem kühnen Reisenden als Führer zu dienen. Vergeblich ging Rutenberg mit seinem Diener unter strömendem Regen in ein hochgelegenes Gebirgsdorf, Manwiki, überall erwiderte man ihm, der Geist Radama's hause in jenen Bergen, und jeder Malagasche müsse sterben, der sein Gebiet betrete. Um sich nicht zu weit von seinem Ziele zu entfernen, wandert nun Rutenberg ohne Führer in westlicher Richtung unbeirrt weiter, dem mittleren Hochlande der Insel zu, das im Osten durch eine langgestreckte Gebirgskette umsäumt ist, während nach Süden einzelne runde, mit frischem Grase bedeckte Kuppen aufragen, und nach Westen die vielgezackte, vulkanischen Ursprung verrathende Gruppe Varavato (Mund von Stein) sich erhebt. Als auch in Ambatofotsy sich Niemand bereit fand, die Reisenden zu geleiten, liess Rutenberg sein schweres Gepäck unter der Aufsicht eines ihm in Antananarivo besonders empfohlenen Dieners daselbst zurück und zog mit den nothwendigsten Lebensmitteln, Brennmaterial und Kochgeschirr ausgerüstet, von vier Leuten auf der Sänfte (Filandzan) getragen, muthig weiter. Als er aber bald erkannte, dass die frühere Behauptung, er werde kein Dorf und überhaupt kein lebendes Wesen ferner antreffen, sich als unwahr erwies, schickte er die Leute zurück, um sein Gepäck nachzuholen, brachte die Sänfte mit einem Wächter in einem nahegelegenen Hause unter und ging mit seinem Diener und zwei Trägern rüstig vorwärts. Aber schon nach einer Viertelstunde wurde die Zahl der Begleiter wieder verkleinert, da der eine Träger sich den Fuss verstauchte und nicht weitergehen konnte. Der Weg schwand bald und mit dem Compass musste immer auf's Neue die Richtung des Marsches festgestellt werden. Aber auch der zweite Träger wurde jetzt schwierig, da er den Unfall seines Kameraden als eine Strafe für ihren Ungehorsam gegen das Verbot,

den Geisterberg zu betreten, ansah. So blieb auch dieser am Fusse des Hauptgebirges, des Tsiafakofu, zurück, mit dem Auftrage, die Rückkehr seines Herrn abzuwarten und ihm die Mahlzeit zu bereiten.

Nur von dem Diener begleitet, stieg nun Rutenberg den immer steiler werdenden Bergeshang hinan; allmählich erweiterte sich der Blick, die eigenthümlich geformten Zacken des Varavato und der Itassysee zeigten sich im Nordwesten, links davon die Spitze des Ambatomanzaka und scheinbar nur wenige hundert Schritt von den Wanderern entfernt der mit riesigen schwarzen Felsblöcken bedeckte Tsiafakofu, endlich im Süden der noch höher aufragende Tsiafazavona, die beiden imposantesten Höhen des meist von flachen, mit Gras bewachsenen Kuppen gebildeten Ankaratragebirges. Am Mittag wurde die niedrigere, westliche Spitze des Tsiafakofu erreicht und nach beschwerlichem Klettern über die wirt durcheinander liegenden Felsblöcke auch die östliche Spitze erstiegen, wo kleine Steinhäufen und Aschenreste zeigten, dass schon früher der Bann des Gespensterberges durchbrochen sei. Die Sonne stand im Zenith und die Felsen verbreiteten daher nur wenig Schatten, dagegen fächelte der linde Wind den Wanderern angenehme Kühlung zu. Die Aussicht war ziemlich umfassend; wenn auch im Norden einzelne Höhen des Ankaratra den Horizont verbargen, so reichte doch im Nordosten der Blick bis zu den Thürmen der Hauptstadt. Nachdem Rutenberg als Andenken einige kleine Farrenkräuter gesammelt hatte, wurde der Rückmarsch angetreten und in einer halben Stunde die Stelle erreicht, wo der Träger die Mahlzeit bereitet hatte. Nach einer kurzen Rast ging es dann weiter nach dem Orte, wo die Sänfte eingestellt war, aber erst gegen Abend langten die Leute mit dem Gepäck aus Ambatofotsy an.

Am folgenden Tage schlugen die Wanderer eine nordwestliche Richtung ein und erreichten am Nachmittage den Kitsamby, der zwischen steilen, recht malerischen Ufern, von Hanf- und Reisfeldern bedeckt, dahinfließt. Das nächste Ziel, den hochgelegenen Itassysee stets im Auge, marschirte die kleine Karawane ohne Weg und Steg in nordwestlicher Richtung weiter, an gewaltigen Felsblöcken mit Höhlen und rinnenartigen Vertiefungen vorbei, über kleine Bäche und weite Sumpfflächen, bis man um 4 Uhr Nachmittags den Rand des rings von Bergen umschlossenen See's erreichte, der einen weit imposanteren Anblick gewährte, als der mit weitem, sumpfigem Vorlande in der Ebene gelegene, allerdings bedeutend grössere Alaotrasee. Eine Felseninsel lag nicht weit vom Ufer entfernt in der Nähe einer nach Süden vorspringenden Seebucht, die zu umgehen einen Zeitverlust von etwa zwei Stunden verursacht haben

würde, da aber des Sonntags wegen keine Lakka zu haben war, so entschloss sich Rutenberg, auf der Insel zu übernachten und liess sich von seinen Leuten durch den an jener Stelle nur einen Meter tiefen See hinübertragen. Auf der höchsten Spitze des Eilandes liegt ein grosser Felsblock, auf welchem aus kleineren Steinen ein Grabmal einer Verwandten der Königin errichtet ist. Die Wächter desselben wohnen in Lehmhütten am Bergeshange (Ambohahaza), von prächtigen Bäumen umschattet. Am folgenden Morgen fuhr man dann auf zwei Böten nach dem am jäh abfallenden Seeufer liegenden Ambohimandzaka; in dem Wasser spielten Goldfische, die, erst seit wenigen Jahren in Madagaskar eingeführt, sich rasch vermehren sollen, auf dem Wasser schwammen blaue Nymphäen und andere weissblättrige Pflanzen, aber dies friedliche Bild wurde plötzlich gestört durch das Auftauchen eines Krokodils, das hier wie in allen Gewässern der Insel zu hausen scheint. Als das Nordende des See's erreicht war, und nun der Marsch nach Mevatanan angetreten werden sollte, weigerten sich die Träger und verlangten nach der Hauptstadt zurückzukehren; alles Bitten, Drohen und Versprechen half nichts und Rutenberg musste sich zu seinem grössten Aerger dem Willen dieser Menschen beugen mit der geheimen Furcht, diese Expedition überhaupt aufgeben zu müssen, da in dieser Jahreszeit der Westen der Insel besonders stark vom Fieber heimgesucht zu werden pflegt. Das war ein trauriges Weihnachtsfest für unseren muthigen Reisenden und mit Wehmuth gedachte er der Freuden der Heimat. Wohl riefen ihm einige mit Trommeln und Violinen vorüberziehende Leute ein „merry christmas!“ zu, aber Frohsinn wollte sich bei ihm nicht so bald wieder einstellen, zumal da die Geldgier seiner Leute bei jeder Gelegenheit wieder zu Tage trat. Immer ostwärts marschierend wurden bald die Nebenflüsse des Ikiopa wieder erreicht, aber heftige Regengüsse hinderten wiederholt das rasche Weiterkommen. Endlich am 26. December spät Abends trat Rutenberg allein, da seine Leute noch kurz vor der Hauptstadt gegen seinen Willen rasteten, zum Erstaunen der dort versammelten Norweger in das Haus des Dr. Borchernik ein, wo er wieder für einige Tage gastliche Aufnahme fand. Nach lange vergeblichem Unterhandeln erboten sich am 1. Januar 1878 drei Leute, den Marsch nach Mevatanan zu wagen und am folgenden Nachmittage verliess die kleine Karawane wieder die Hauptstadt, bis zum Ikiopa der schon früher betretenen Strasse, dann dem Laufe des Flusses folgend. Der anhaltende Regen hatte eine weite Ueberschwemmung verursacht, so dass die Reisfelder sämmtlich unter Wasser standen und in grossen Bogen umgangen werden mussten. Am 3. Januar wurde der Fluss auf einem grossen

Boote überschritten und am Abend das Dorf Ambohibeloma erreicht, das nicht, wie der englische Missionar Dr. Mullens angiebt, am Anunibe, sondern am Umbifotsy liegt. Die Neben- und Zuflüsse sind sehr zahlreich, wenn auch nicht sehr bedeutend, da man sie selbst während der Regenzeit bequem durchwaten kann, ja sogar durch den Ikiopa trugen die Leute das Gepäck, indem sie es über ihre Köpfe hielten, während Rutenberg hinüberschwamm. Je mehr man sich von der Hauptstadt entfernte, desto gefälliger wurden die Menschen; hatte man vorher jede kleine Dienstleistung mit Geld aufwiegen müssen, so wurden jetzt wieder von den über das Erscheinen eines Weissen (vahaza) erstaunten Dorfbewohnern und deren Kommandanten Geschenke an Hühnern und Reis dargebracht. Nur ihre geringe Bekanntschaft mit der weiteren Umgebung war um so unangenehmer, als die sonst als Marksteine zur Orientirung dienenden Berge bei veränderter Richtung auch ganz andere Formen zeigten. Gelegentlich veranlassten auch tiefere Flüsse, wie der Maschiaka, einen längeren Aufenthalt, weil bei der Unmöglichkeit, das Gepäck hinüberzutragen, oft erst aus weiter Ferne ein Boot herbeigeht werden musste. Gegen den strömenden Regen suchten sich die Eingeborenen durch Bastsäcke zu schützen, die an der einen Längsseite aufgeschnitten über den Kopf gehängt werden. Dass der Raffiabast auch zu anderen Dingen nütze sei, merkte Rutenberg, als er seine durch die stete Nässe defect gewordenen Stiefeln auszubessern suchte.

Berg auf und ab, durch Bäche und Sümpfe, zwischen Reis- und Maisfeldern hindurch, geht es weiter in nordwestlicher Richtung in das Gebiet der Sakkalaven hinein. Anfangs zwar trugen die Begleiter wieder Bedenken, diesen gefährlichen Landstrich zu betreten, da Rutenberg ihnen aber sagte, dass er in der nächsten Hovafestung um militärischen Schutz bitten wolle, gingen sie, wenn auch zaghaft, mit ihm. Die Sakkalaven führen in jener Gegend auf allen ihren Wegen Speere oder geladene Feuersteingewehre mit sich, suchen sich aber ausserdem noch durch Amulets, die sie an Perlenschnüren an der Stirn oder auch an der Pulvertasche tragen, gegen böse Geister zu schützen. Die alten Gewehre haben hier noch einen hohen Werth und werden oft mit drei Ochsen bezahlt. Die letzte Hovafestung Merimandrusso liegt am Fusse einer lang gestreckten Bergkette, deren Name Tamuhisankova bedeuten soll: „jenseits Todesgefahr“, also die Grenze des Hovagebiets, doch liegen schon östlich von diesem Gebirge mehrere grosse Sakkalavendörfer, die sich nicht gerade durch Reinlichkeit auszeichnen, zumal da das Rohrgeflecht der Hütten innen mit Dünger verklebt wird. Uebrigens scheint keine

grosse Eintracht unter den verschiedenen Dörfern zu herrschen, denn nicht selten bezeichnete der Häuptling des einen Dorfes seinen entfernten Collegen als Räuber, machte aber selbst häufig keinen Vertrauen erweckenden Eindruck. In Merimandrusso fand wieder ein feierlicher Empfang statt, wobei der Kommandant mit einem abgetragenen Seidenhute und in halb europäischer, halb malagassischer Kleidung erschien. Eine ziemlich saubere Hütte wurde dem „Weissen“ als Quartier angewiesen und ihm als besonderes Zeichen der Hochachtung ein Stuhl hineingestellt, aber militärische Begleitung wurde ihm für den Weitermarsch nach Menavava nicht gewährt. Nach langem Unterhandeln liess sich jedoch der zweite Kommandant herbei, den Reisenden auf den richtigen Weg zu bringen, da dieser weiter östlich an dem rechten Ufer des Ikiopa sich hinzieht. Wieder mussten mehrere Flüsse (Dsingvani, Antiera, Maschiaka, Kirbevavy) passirt werden, und nur selten bot ein mit dicken Cactushecken und Gräben umgebenes Haus eine Raststätte und noch seltener fanden sich einzelne Leute bereit, als Führer auf kurzen Tagemärschen zu dienen, so dass es nicht zu verwundern ist, wenn Rutenberg wiederholt vom richtigen Wege abirrte. So kam es denn, dass er am 10. Januar sich plötzlich an den Quellen des Maschiakafusses fand, also weit südöstlich von seinem Ziele, während er den viel gekrümmten Lauf dieses Flusses, in nordwestlicher Richtung marschierend, schon wiederholt an den früheren Tagen gekreuzt hatte. Hier kam noch das Unglück hinzu, dass einer von den Gepäckträgern (Marmiten) sich den Fuss verletzte und zurückbleiben musste, worauf sofort auch ein anderer sich weigerte, weiter zu marschiren; schliesslich kam es zu einem Streite mit allen vier Begleitern, und Rutenberg entliess sie, obgleich er befürchtete, selbst wieder zur Rückkehr nach Antananarivo gezwungen zu werden. Nur sein alter Diener, Jean Briton, blieb bei ihm, und es glückte, in dem Dorfe Ambohinarante zwei Leute zu bewegen, unseren unerschütterlichen Freund nach der nächsten Missionsstation, Fihaonana, zu führen, während der Diener bei dem Gepäck als Wächter zurückblieb. Mit Decke, Regenrock, Seife und Handtuch ausgerüstet brach Rutenberg auf, da es aber bald dunkelte, nahm er bei einem freundlichen Bewohner des Dorfes Soran Nachtquartier, wo er zum ersten Male gekochte Heuschrecken essen sollte; sie schmeckten ihm wie Krabben (shrimps), wurden ihm aber bald ekelhaft. Am folgenden Morgen wurde der Ikiopa passirt und spät Abends Fihaonana erreicht, aber — der Missionar war fern in der Hauptstadt! Vergeblich suchte Rutenberg neue Träger anzuwerben, die Forderungen derselben waren zu unverschämt, und so brach er denn am folgenden Morgen mit Decken und seiner Flinte

bepackt allein auf; unterwegs fand er endlich zwei junge Leute, die ihm seine Sachen trugen, und so langte er spät Abends vor dem Pfahlwerke des Dorfes Ambohimarante an, dessen Zugang schon durch einen grossen Stein gesperrt war. Jean Briton hatte inzwischen die Kisten ausgepackt, um vor den Leuten mit den Sachen des „Weissen“ zu renommiren, dabei waren aber einige Flaschen Wein und Biscuit abhanden gekommen.

Am andern Morgen wurde ihre Lage noch unangenehmer, denn die vor einigen Tagen weggejagten Träger waren hier eingetroffen und hatten allerlei schlimme Gerüchte ausgesprengt, so dass Niemand die Sachen tragen wollte. Trotz der anstrengenden Märsche der letzten Tage entschloss sich Rutenberg, nach Ambohibeloma zu gehen, um dort womöglich Marmiten zu gewinnen. Zwei Tage wanderte er nun einsam, ohne Führer und ohne Kenntniss der Landessprache durch Sonnenbrand, bald auf der Hochebene, bald durch Sümpfe und Flüsse wattend, mit zerrissenem Schuhwerk dahin. Durch mehrfache Irrwege und starke Regenschauer wiederholt aufgehalten, langte er endlich gegen Abend vor dem Hause des englischen Missionars Mr. Peile an, erfährt aber zu seinem Schrecken, dass auch dieser zu einer wichtigen Versammlung nach Antananarivo gegangen sei. Aber die Gattin desselben nimmt unseren erschöpften Reisenden gastlich auf, schickt Leute nach Ambohimarante, um das Gepäck und den Diener zu holen und gleichzeitig einen Boten nach Antananarivo, um durch Mr. Peile ein Paar neue Stiefeln besorgen zu lassen.

Wirklich traf am 18. Januar das Gepäck und bald darauf auch ein Paar guter englischer Stiefeln ein. Am folgenden Tage kehrte auch Herr Peile mit dem Missionar von Fihaonana aus der Hauptstadt zurück und brachte allerlei traurige und erfreuliche Neuigkeiten mit: dass die Norweger in Murundava an der Westküste ermordet seien, dass der Minister die Sakkalaven bekriegen wolle, und dass ein Engländer eine Eisenbahn von Tamatave an der Ostküste nach Antananarivo zu bauen sich erboten habe, dass aber die Regierung unschlüssig sei, weil sie den dadurch wachsenden Einfluss der Europäer im Lande fürchte. Rutenberg's Weitermarsch wurde übrigens hier durch eine kleine Unvorsichtigkeit noch für einige Zeit verhindert: er war am frühen Morgen mit unbedecktem Haupte in den Sonnenschein getreten, um seine Pflanzen zu trocknen. Plötzlich empfand er einen stechenden Schmerz im Kopfe, allgemeine Körperschwäche und ein Schüttelfrost befahl ihn, aber er hielt diese Erscheinung für unbedenklich und sandte die neu angeworbenen Träger mit dem Gepäck nach Fihaonana voraus mit dem Versprechen, am nächsten Tage mit seinem Diener folgen zu wollen. Aber bald stellte

sich heftiger Kopfschmerz und Fieber ein, gegen das kein Chinin nützte. Erst am 28. Januar konnte er den Versuch machen, seinen nun schon dreimal vergeblich begonnenen Marsch nach Mevatanan anzutreten. Der Weg führte in nördlicher Richtung über den Umbifotsy und Ikiopa, der an dieser Stelle ziemlich breit und von Felsriffen durchzogen ist, dann durch Reisfelder zu einem steilen Bergrücken empor. Unter strömendem Regen geht es dann auf sumpfigen Wiesen, durch Buschwerk, Gräben und Bäche rüstig weiter, aber die Hoffnung, noch am selben Abend Fihaonana zu erreichen, wurde nicht erfüllt. In feuchten Kleidern, ohne Schlafdecken musste die Nacht in einem armseligen Dorfe Suavina zugebracht werden, was für unseren in Folge des Sonnenstichs noch sehr schwachen Wanderer wieder von den nachtheiligsten Folgen war. Kaum war am nächsten Morgen das Ziel erreicht, als auch ein neuer Fieberanfall eintrat, der seinen Weitermarsch bis zum 5. Februar verzögerte. Durch die Bemühungen des Mr. Matthews erhielt er vier Sänfenträger, zwei Soldaten aus der Hauptstadt und zwei Gepäckträger, und rasch geht es vorwärts, um wo möglich noch in Majunga den nach Nossi Bé fahrenden Dampfer zu erreichen. Ein vielfach gewundener Fluss, der Andranube, muss dreimal überschritten werden, ehe man den weit sichtbaren Angavo erreicht, der von Süden gesehen als eine scharfe Spitze, von Osten dagegen als ein breiter Bergrücken erscheint. Gegen Mittag wird in der verfallenen Kirche des Dorfes Maharidaza kurze Rast gemacht, denn die Träger sind kräftig und gutwillig, ja es scheint ihnen Vergnügen zu machen, auf den steilsten Wegen mit dem Tragstuhle die Berge zu erklimmen. Oben auf der Passhöhe des zwischen Ikiopa und Betsibuka nordöstlich streichenden Gebirges bot sich eine überraschende Aussicht auf die hinter und neben einander gelagerten Höhenzüge und Berggipfel, denen aber das freundliche Laubdach fehlt. Die Dörfer, welche passirt werden, sind recht armselig, die Häuser aus Schilf erbaut und mit Dünger verklebt, dabei wird die Hitze in den Thälern immer unerträglicher und die eintönige Scenerie von grauen Gneisblöcken, rothem Sande und hellgrünen Wiesen ist wenig geeignet, den ermüdeten Geist zu erfrischen. Aber bei allen diesen Strapazen, selbst in den trüben Stimmungen, die unseren kühnen Reisenden gelegentlich im Hinblick auf seinen geschwächten Körper und auf die bei solchem Unternehmen unvermeidlichen Widerwärtigkeiten zuweilen anwandeln, gedenkt er mit rührender Liebe an seine Heimath, seine Eltern und Geschwister, und vergisst nie, die wichtigeren Festtage der Familie in seinem Tagebuche mit den innigsten Glückwünschen zu verzeichnen.

Nur selten werden Leute unterwegs angetroffen, die Salz tragen oder Kühe vor sich hertreiben, meistens in diesem Falle zu grösseren Karawanen vereinigt, um vor räuberischem Ueberfalle gesichert zu sein. Gelegentlich befinden sich auch Kranke darunter, die sich zu einer Missionsstation tragen lassen, um hier Heilung ihrer Gebrechen zu finden. Am 8. Februar verursachte der hoch angeschwollene, mit vielen Felsriffen durchsetzte Manukumita einen längeren Aufenthalt, da bei seiner Tiefe das Hinüberschaffen des Gepäcks und des Tragstuhls grosse Vorsicht erforderte. Jenseits desselben erheben sich auf sanft ansteigenden grünen Wiesen die colossalen, fast senkrecht anstehenden Felswände des Andribaberges, nach dessen Umgehung am 10. Februar der Ikiopa wieder berührt wird. Die Landschaft wird jetzt etwas freundlicher, in den Thalsenkungen wachsen Raffia und Urania, an den Bächen kandelaberförmige Pandanus und orangenfarbige Orchideen, der breite aber flache Ikiopa umfängt zahlreiche Felsinseln und bildet kleine Wasserfälle, aber Mücken und Stechfliegen treten in immer grösseren Schaaren auf und dringen selbst durch die Raffiavorhänge in die Hütten ein. Die Höhenzüge werden immer niedriger, der Boden steiniger, aber trotzdem eilen die Träger im Geschwindschritt auf den mit Festungswerken umgebenen Ort Mevatanan zu, wo die Wanderung ihr Ende nehmen sollte.

Der Ort ist ziemlich gross und enthält eine Reihe Verkaufsbuden, in welchen Fleisch, Baumwollenstoffe, Früchte und besonders Salz feil gehalten wird. Durch Vermittelung eines hier gerade in Handelsgeschäften anwesenden französischen Kaufmanns, Mr. Arnaud, den Rutenberg früher in Marovay kennen gelernt hatte, gelang es ihm, für den folgenden Tag ein Boot zur Weiterfahrt auf dem Ikiopa zu miethen, was anfangs um so schwieriger fiel, da es gerade ein Dienstag war, der bei den Malagaschen als Unglückstag gilt. Am Abend fand in Mevatanan die Einweihung des neu erbauten Arnaudschen Hauses statt, an der sich die ganze Bevölkerung, die Behörden an der Spitze, betheiligte. Europäischer und Malagasch Rum wurde den Gästen gereicht, Lieder unter fortwährendem Händeklatschen gesungen, schliesslich ein Gebet gesprochen, worauf die Makoas einen wilden Tanz ausführten. Am folgenden Morgen sandte der Kommandant zwei Hühner und acht Eier als Geschenk mit einer Einladung zum Tanze! Und wirklich musste unser wahrlich nicht dadurch erfreuter Reisender mit einer Polka debutiren, die den „Damen“ ausserordentlich gefiel. Erst gegen 10 Uhr konnte das sehr grosse und breite, aber ziemlich morsche Boot vom Lande abstossen und fuhr dann auf dem schnell strömenden Ikiopa zwischen

den hohen, mit dichtem Rohrgebüsch besetzten Ufern hinunter. Sakkalavenhäuser und Bananenpflanzungen wechseln mit Raffia- und anderen Bäumen ab, die namentlich nach Südwesten zu grösseren Waldungen zusammenzutreten scheinen. Gegen Mittag wurde der Zusammenfluss des Ikiopa mit dem Betsibuka erreicht, aber Haupt- und Nebenfluss sind von einer Menge Inseln durchzogen, so dass ihre Wassermasse wenig zur Geltung kommt. Weiter unterhalb mündet auf der linken Seite der Ambarambilo, an welchem ein gleichnamiges Saccalavendorf liegt; hier versuchten die Schiffer Bananen zu kaufen, aber vergebens, sie waren sämmtlich zur Rumfabrikation verbraucht! Die Fahrt geht ziemlich rasch von statten, wenn auch wiederholt gelandet werden muss, um Reis zu kochen, oder die heftigen Regenschauer vorüberziehen zu lassen, gegen die das im Schiffe improvisirte Sonnzelt nicht genügend Schutz bot. Am 14. Februar landete das Boot in Marovay. Der Hovakommandant liess sich ausführlichen Bericht über den Verlauf der Reise erstatten, wies Rutenberg sein altes Quartier an und schickte ihm Hühner und Reis als Geschenk. Am folgenden Tage fand sich ein Araber bereit, unseren Reisenden und seine Begleiter nach Majunga zu fahren, aber gegen Abend trat Windstille ein, dabei wurden die Mücken immer zudringlicher und die Abendkühle empfindlicher, so dass man unter einer Raffiadecke Schutz suchen musste. Früh Morgens griffen alle zu den Rudern und so wurde am 16. Februar mit Sonnenuntergang Majunga erreicht, wo Rutenberg mit einem Mr. Dowine zusammentraf, der mit dem Consul Elton eine Reise vom oberen Nyassasee nach Zanzibar gemacht hatte. Hier erfuhr unser Reisender auch zu seiner Freude, dass das Gerücht von der Ermordung der Norweger in Murundava unwahr sei, aber sein eigener Zustand wurde von Tag zu Tag schlechter, so dass er zu seinem Leidwesen längere Zeit in dem Hause des englischen Missionars Mr. Pickersgild bleiben musste. Trotzdem will er nicht direct nach Nossibé zurückfahren, sondern noch längs der Küste nach Ananalava gehen. Am 25. Februar wird der Marsch angetreten; durch Mangrovebüsche und über Sandhügel führt der Weg zunächst nach einem kleinen Dorfe Miarinarivo, wo die Wanderer gastfreundlich aufgenommen wurden. Es bieten sich hier in dem flachen Küstenlande ganz hübsche Landschaftsbilder: zerstreute Büsche und Bäume, wenn auch kein eigentlicher Wald, zwischen denen Teiche und frisch grünende Wiesen hindurchschimmern; nur die Dörfer liegen recht weit von einander entfernt und sehen meist sehr armselig aus. (Antananafaffy, Marumpa.) Kleine Küstenflüsse sperren wiederholt den Weg (Andsangoma, der in die Bai von Bembetock fällt, Maha-

mavy mit dem Andranalava, der nördlich von Majunga in die See sich ergiesst) und nur selten bietet ein umgestürzter Baumstamm eine natürliche, aber auch gefährliche Brücke; flache Bergrücken mit steilen Abhängen streichen in östlicher Richtung, Sümpfe mit einzelnen prächtigen Pflanzen schliessen sich daran an und hauchen bei der grossen Hitze unangenehme Dünste aus, die auf die Gesundheit unseres kühnen Reisenden wieder einen nachtheiligen Einfluss ausüben. Sein Appetit wird schlecht und es ist für ihn ein wahres Labsal, wenn es ihm gelingt, etwas Milch zu erhaschen (wie in Ambomena in der Nähe des Masokohenzafusses). Am 3. März wird der grosse Mahazambafuss erreicht, wo in dem gleichnamigen Dorfe ein Sakkalave den Wanderern einen sehr freundlichen Empfang bereitet und sie mit Melonen bewirtheet. Das Boot, mit welchem man über den Fluss setzt, ist so schmal, dass es viermal hin und wieder fahren muss, ehe Begleitung und Gepäck hinübergeschafft ist. Bis an die Hüfte versanken aber noch am nördlichen Flussufer die Träger in Schlamm und Wasser und erst nach 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>stündigem Marsche durch die Salzsümpfe kam man wieder zu tieferen Stellen, wo ein Boot benutzt werden konnte. Schliesslich wurde wieder festes Land erreicht und durch hohes Gras, Buschwerk und Gehölz geht es auf hügeligem Terrain weiter nach Andrumbu. Am folgenden Tage dieselbe Scenerie: lang ausgedehnte Sümpfe, tiefe Wasserlöcher, die mit Hilfe einer nothdürftig ausgeflickten Lakka passirt werden, dann einige Hütten, aus denen laute Todtenklage erscholl; schliesslich kam man zu dem zweiten Hauptflusse in diesem Gebiete, dem Suffia, welcher breiter als die Weser bei Bremen, am rechten Ufer ziemlich tief, dagegen am linken flach und sandig ist. In den Dörfern war weder ein Huhn noch Reis zu kaufen, selbst Feuerholz und Wasser wird gelegentlich verweigert und sikadzi (six pence) ist die kleinste Geldmünze, die die Leute als Bezahlung annehmen.

Der Einfluss der Hovas in diesem Küstenstriche ist sehr gering, am Suffia wurde von den Sakkalaven jegliche Beziehung mit Antananarivo geleugnet, ihr König sei Fanamzuina auf Nossi Lava. Sie sind gegen Fremde sehr misstrauisch und verweigerten sogar manchmal die Auskunft über den Namen ihrer Ortschaft. Aber es sollte noch schlimmer kommen! Als Rutenberg am 10. März erwachte und wie gewöhnlich seinem Diener Denis zurief, er solle Feuer anmachen, war der Diener und ein Träger mit dem Gewehr und einem kleinen Handkoffer, in welchem sich 50 Dollars, einige Kleidungsstücke, Pflanzen, Chinin, Thermometer, Pulver und Blei befanden, verschwunden. Eine Frau aus dem Nachbarhause hatte beide bei Tagesanbruch damit fortgehen sehen und sogleich die Träger davon

benachrichtigt, die dann auch eine vergebliche Jagd auf die Räuber anstellten. Gerade jenem Diener hatte Rutenberg am meisten vertraut, da er in Nossibé von Jesuiten erzogen, sich stets dienstwillig und zutraulich gezeigt hatte. Der einzige Trost war nur, dass Rutenberg die werthvollsten Sachen in Majunga aus dem Koffer genommen und mit dem Dampfer nach Nossibé geschickt hatte. Es wurde nun beschlossen, dass ein Träger nach Saffymainty an der Mündung des Suffia gehen sollte, um den Flüchtlingen das Entkommen zu Wasser zu erschweren; ein anderer sollte im Orte bleiben, um weitere Nachforschungen in der Umgegend anzustellen. Rutenberg selbst wollte weiter marschiren, begleitet von den übrigen fünf Marmiten, aber schon nach einer Stunde musste er den Tragstuhl benutzen, da die kleinste Steigung ihm beschwerlich fiel. In Mangali erfuhr er, dass Denis am frühen Morgen das Dorf passirt habe, so dass er vermuthlich nach Duani (Antungibi) an der Küste und von da zu Schiff entflohen ist, nachdem er sich mit seinem Genossen die Beute getheilt hat.\*) Rutenberg selbst musste sich nun von Ort zu Ort weiter schleppen, da seine geringe Baarschaft nicht ausreichte, um eine weitere Seefahrt zu bezahlen. Mit Mühe erhält er in den einzelnen Ortschaften Reis und nach langem Feilschen Führer bis zur nächsten Station. Uebrigens sind hier die Sakkalaven ganz zuvorkommend und treten nicht wie in der Provinz Valalafotsy bewaffnet auf. Einzelne Frauen tragen Holzpflocke von der Grösse eines Fünfmärkstücks in den Ohrläppchen und Perlen-schnüre an den Armen und Beinen; die Männer tättowiren sich.

Zuweilen erregte die Kunde von dem Missgeschicke des Reisenden das Mitleid eines Häuptlings, und bewog ihn, Hühner, Fische oder einen Streifen an der Sonne gedörrten Ochsenfleisches als Geschenk zu senden. Auch erbarmte sich die Natur selbst des Beraubten, indem einzelne Palmen (Vauvatoka) ihre orangegrossen, grünen, kernreichen Früchte darboten, welche einen angenehm säuerlich-süssen Geschmack haben. Endlich am 14. März wurde Ananalava am Luzafusse erreicht, wo durch Vermittelung von zwei Norwegern, den Vertretern eines einst hier blühenden englischen Geschäftshauses, die Marmiten und Führer abgelohnt und ein Boot nach Murundsanga gemiethet wird. Am jenseitigen Ufer des breiten und stark strömenden Flusses wird Wasser und Kochgeschirr an Bord genommen und langsam treibt das Schiff bei flauem Winde dem Meere zu und dann immer dicht an der Küste entlang, so dass

---

\*) Herr Hildebrandt hat die beiden Diebe 1879 in Majunga festgenommen und nach Nossi Bé gebracht, wo sie zu Zuchthausstrafen verurtheilt worden sind.

bei den vielen Buchten die Fahrt nur langsam von statten geht. Das Ufer ist hügelig, die Ausläufer des hier endenden von Nord nach Süd streichenden Hauptgebirgszuges von Madagaskar, zahlreiche grosse (Nossi Lava und Nossi Saba) und kleine Inseln begrenzen die Aussicht nach Westen und Süden, Felsriffe machen die Fahrt zwischen denselben sehr gefährlich, so dass die grösste Vorsicht nöthig ist. Erst gegen Mitternacht wird Murundsanga erreicht, wo mit Stöcken bewaffnete Steuerbeamte (Hovas) sofort eine Untersuchung der Fracht vornahmen. Am folgenden Morgen musste Rutenberg dem Gouverneur auf der Bergfeste einen Besuch abstatten und erhielt von ihm eine Flasche Rothwein zum Geschenk. Dann wurde die Fahrt bei schwachem Winde längs der Küste fortgesetzt. Endlich erhebt sich ein günstiger Wind und am Mittag des 18. März landet das Schiff in Lukubé auf Nossi Bé und nach  $4\frac{1}{2}$  monatlicher Wanderung findet Rutenberg wieder Ruhe und Pflege bei den gastfreundlichen Hamburgern.

#### D. Die letzte Reise an der Westküste.

Dass wir von der dritten Reise unseres unglücklichen Freundes überhaupt noch einige Nachrichten besitzen, verdanken wir den Bemühungen des mehrfach erwähnten Dr. Hildebrandt, welcher den Rest des Tagebuchs aus den Händen eines Mohammedaners in der Nähe von Beravi erhielt.

Am 2. Mai 1878 verliess Rutenberg mit vier Makoas wieder Nossi Bé und fuhr an der Insel Nossicum Bé und dem Vorgebirge Madagaskars Ankifi vorbei längs der Küste nach Süden. Der Wind war ziemlich heftig, so dass sich zwei Männer auf den Balancierbaum setzen mussten, um das Kentern des Bootes zu verhindern. Gegen Abend wurde in Amboi gelandet, wo die Hovazollbeamten dem „Weissen“ bereitwillig ein kleines freundliches Haus als Nachtquartier einräumten. Mit Absynth und Rheinwein wurde auf die Gesundheit des deutschen Kaisers und der Königin von Madagaskar getrunken; als aber Rutenberg den Kommandanten um die Erlaubniss bat, von hier aus in das Innere der Provinz Sambava vordringen zu dürfen, machte derselbe Schwierigkeiten, da das Land zu unsicher sei. Unser unerschrockener Reisender erbot sich, einen Schein auszustellen, dass er gegen den Willen des Kommandanten die Reise unternehme und alle Folgen tragen wolle, und wirklich wurde am 4. Mai der Versuch gemacht. Unter Führung eines Mannes aus Nossi Bé erstieg Rutenberg die in östlicher Richtung streichenden Höhenzüge und erreichte nach  $2\frac{1}{4}$  stündigem Marsche Mailaka an der Südspitze des Passandavabusens, wo viel Schiffsbau betrieben zu werden scheint, da mehrere

Böte auf den Helgen lagen. Der Hovakommandant war sehr gastfreundlich und schenkte unserem Reisenden Absynth, Hühner und Reis, aber auch hier war kein Führer nach dem nächsten Ziele, Mila am Samberano, zu bekommen. So wurde denn der Marsch auf gut Glück längs der Meeresküste fortgesetzt durch Mangrovesümpfe und mannshohes Gras, an niedrigen Bergzügen (bei Ambodimandera) hin bis zu dem ziemlich breiten Flusse Dsanguan, an dessen linkem Ufer ein weit zerstreut liegendes Dorf gleichen Namens gegen Abend erreicht wurde. Ein Creole bewirthete den Weissen, aber der Kommandant forderte für einen Führer einen so hohen Preis, dass Rutenberg schliesslich den Weitermarsch nach Osten aufgeben musste, da ohne Führer der Weg durch das Gebirge und die menschenleeren Wälder nicht zu finden war. Missmuthig über die Vereitelung seines Planes fuhr nun unser Freund auf dem Dsanguan hinab, dann an der Küste entlang nach Amboi zurück, wo er diesmal weniger freundlich empfangen wurde. Aber nach zwei Tagen erklärte sich ein Mann bereit, ihm einen anderen Weg nach Sambava zu zeigen. Mühsam wird der hinter dem Dorfe gelegene steile Berg erklommen, auf welchem ursprünglich die Hovafestung lag, dann geht es auf dessen Rücken hin durch schattigen Hochwald und hohes Gras. Aber das Marschiren griff Rutenberg sehr an, so dass er gern die sich bietende Gelegenheit benutzte, zwei Sakkalaven und zwei Makoas als Sänftenträger zu engagiren. Längs des kleinen Dzudzafusses marschierend wurde gegen Mittag Andampi erreicht, wo zwei neue Träger gewonnen wurden. Durch fast über zwei Meter hohes Gras, in welchem die Gepäckträger oft vollkommen verschwanden, ging es dann auf schlüpfrigen Wegen in ein tiefes Thal hinab und auf der anderen Seite wieder hinauf zu dem hochgelegenen Dorfe Ambalavitsi, wo Rutenberg selbst gegen das Versprechen, alle Kranken zu besichtigen, keine Sänftenträger bekommen konnte, so dass er sich abermals zur Fusswanderung entschliessen musste. Dichtes Gehölz, in welchem umgestürzte Bäume, Moräste und Bäche oft den Weg sperren, dann Gebüsch, das keinen Schatten spendet und noch dazu durch seine weit ragenden Zweige das Aufspannen des Sonnenschirms unmöglich macht, endlich Sümpfe, in welchen zahlreiche Blutegel hausen und sich zu Dutzenden an den Beinen und Füßen der Wanderer festsaugen, bringen aber schliesslich eine solche Mattigkeit bei unserem, durch die früheren Krankheiten leider sehr entkräfteten Freunde hervor, dass er einen Makoas voraussendet, um aus dem nächsten Dorfe eine Filanzan (Tragbahre) zu holen. Der Mann geht und — kommt nicht wieder! Nach langem, vergeblichem Warten muss sich Rutenberg bis zu den nächsten, eine Stunde ent-

fernten Hütten schleppen, wo er übernachtete. Am folgenden Morgen bedeckte dichter Nebel Berg und Thal, der erst spät von der Sonne zerstreut wurde. Ohne Führer geht es weiter den Bezowo hinauf, auf dessen Spitze ein Dorf gleichen Namens liegt, wo sich endlich wieder vier Makoas bereit fanden, als Sänfenträger zu dienen. In der Ferne erblickte man schon die Festung Muruntsanga, aber noch mancher Berg musste erklommen, mancher Bach durchkreuzt werden, ehe man am Ambarube anlangte, der am Fusse des Burgberges vorbeifliesst. In dem aus Korallenblöcken erbauten Hause eines Indiers fand Rutenberg Unterkommen und verweilte dort fünf Tage lang. Am 17. Mai konnte die Reise endlich fortgesetzt werden, anfangs auf demselben Wege, den man gekommen war, dann an dem Westfusse des Bezowo vorbei nach dem Dorfe Andravahonko, wo man übernachten musste, da die nächste Station nicht mehr zu erreichen war. Die Dörfer waren meist menschenleer, da es gerade die Zeit der Reisernte war. Ueber Antsahabe, Kapaui und Ambatumalam geht es nach Andranumalaza am gleichnamigen Flusse, wo ein Schiff lag, das Reis nach Nossi Bé bringen sollte. Am 22. Mai, als man das Dorf Ambohitsara passirt hatte, weigerten sich vier Leute, weiter zu marschiren, und Rutenberg musste mit den drei übrigen wieder zu Fuss weiter gehen. Doch nach zweistündigem Marsche wurde er dieser Unbequemlichkeit wieder überhoben, denn der Häuptling von Bomazonga bot ihm für einen Dollar seine Lakka zur Fahrt nach Analalava an. Ein erquickendes Bad im Flusse Komazonga und frische Milch belebten wieder die gedrückten Lebensgeister unseres Freundes und voll frohen Muthes blieb er bei dem freundlichen Sakkalaven zur Nacht. Das Boot war eine Lankompiara, d. h. ein schmaler, nach beiden Seiten spitzauslaufender Kahn mit Holzverzierungen an den Seiten; auf diesem fuhr man am folgenden Morgen den Fluss hinab zwischen Mangrovewaldungen hindurch in den breiten Amberulava und schliesslich in die sogenannte Luza Bucht (die Eingeborenen kennen diesen Namen nicht) hinaus. Der Wind war schwach, weshalb fortwährend gerudert werden musste. Als man das Dorf Ambiki erreichte, verlangten die Bewohner, dass die Schiffsinsassen ihre blauen indischen Tücher (Kaniki) entfernten, weil sonst der für den Reisbau nothwendige Regen ausbleiben würde! Die Ufer sind theils bewaldet, theils felsig und von mehreren kleinen Inseln umsäumt. Bei einer Landspitze der Westküste (Duani) wurde Reis in das Wasser geschüttet, um die Geister der hier in früheren Schlachten Gefallenen zu versöhnen. Hier biegt die Bucht nach Südwesten um und öffnet sich allmählich den Meereswellen, die sich bei Gegenwind oft gewaltig aufbäumen. Endlich um 2<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr landete das Schiff in

Analalava, am Fusse des Ambutsimpo. Die Sakkalaven sind hier den Unternehmungen der Europäer weniger günstig und haben die Kaffeepflanzung eines Herrn Haugewig niedergebrannt. Das landesübliche Getränk wird aus gebranntem Reis hergestellt, wozu Maniocblätter gegessen werden.

Am 25. Mai 1878 fuhr Rutenberg in Begleitung des Herrn Haugewig längs der Küste nach Marotaula (in südlicher Richtung) und am folgenden Tage nach Ampassandava immer mühsam gegen den Südostpassat ankämpfend. Dabei passirte den beiden Seefahrern noch das Missgeschick, dass als sie am nächsten Morgen ihr Boot wieder besteigen wollten, dasselbe fern vom Meere tief im Schlamme steckte, da inzwischen die Fluth abgelaufen war, mit der sie am vergangenen Abend gelandet. Erst am Mittag wurde das Boot wieder flott gemacht und die Fahrt an der Küste in südwestlicher Richtung fortgesetzt bis tief in die düstere Nacht hinein, wo das Südende der Narindabucht bei Duani (Antungibi) erreicht wurde, die Residenz eines „Königs“ der Sakkalaven, der aber wie alle seinesgleichen häufig seinen Wohnsitz ändert. Hier fand Rutenberg sehr freundliche Aufnahme und Bewirthung (Rothwein und Ochsenfleisch!), auch erhielt er für den folgenden Tag Träger, mit denen er nun allein durch die sumpfige Ebene nach Ambudimadora in der Landschaft Antantiluki marschirte. Das Gras scheint hier in allen Jahreszeiten niedergebrannt zu werden, denn auch jetzt sah Rutenberg wiederholt in dunklen Nächten den Feuerschein von brennenden Grasflächen. Einige mit Palmen besetzte Hügel wurden überstiegen, darauf der Bemafaikfluss gekreuzt und schliesslich in dem Dorfe Langa Rast gehalten, wo die Sakkalaven sich wieder weniger entgegenkommend zeigten. Der Weg zog sich dann über eine Hochebene (Angasamundi) hin, von welcher Rutenberg die Gebirge in der Mitte der Insel mit ihrem prächtigen Waldsaume weit überschauen konnte. Doch die Freude über das glückliche Vordringen in diese wenig bekannten Gegenden sollte unserem muthigen Wanderer bald wieder getrübt werden, denn schon am 31. Mai stellte sich Fieber bei ihm ein, vielleicht in Folge der kühlen, nebeligen Nächte, gegen die er in seinem Quartier selten ausreichenden Schutz fand. Doch trat der Anfall nicht so heftig auf, dass unser Freund sich dadurch vom Weitermarsche hätte abschrecken lassen, vielmehr setzte er nach reichlichem Genuss von Milch, die ihm auf seinen Reisen stets als ein Labsal erschien, die Wanderung fort, wobei ihm sein Mückennetz gegen die jetzt wieder stark hervortretende Landplage gute Dienste leistete. Am 2. Juni erreichte er auf seinem vorherrschend nach Südosten gerichteten Wege Maevasamba, wo er

die Leute um einen grossen Kübel voll Rum versammelt fand, den sie unter Gesang und Händeklatschen zu leeren bemüht waren. Der völlig erblindete Häuptling schenkte dem Vazaha (Weissen) Hühner, Reis und Honig. Diese freundliche Aufnahme schien dem Diener Rutenberg's so zu gefallen, dass er ihn heimlich verliess, doch schon am folgenden Tage besann er sich eines Bessern und stellte sich plötzlich bei dem unbeirrt Weiterziehenden gegen Mittag wieder ein. Einzelne Nebenflüsse des Suffia (Andohalanga und Tumpukuaza) kreuzen und begleiten den Weg nach Osten fast bis zu dem Dorfe Suffia am gleichnamigen Flusse, hinter welchem sich die beiden Berge Angaboloha und Andrukonga erheben, von denen der erstere als ein gewaltiger Felskoloss mit steilen Wänden und dunkelbelaubten Spitzen erscheint. Bei dem Dorfe Ambohmandriena wird der 60 bis 80 Meter breite, langsam strömende Fluss mit Hülfe einer Lakka überschritten und nun beginnt die mühsame Wanderung durch eine ganz romantische Gebirgsgegend nach der Hovafestung Maudritsora, ein Antananarivo im Kleinen, wo ein feierlicher Empfang durch den Kommandanten und seine Officiere stattfand. Am Nachmittage wurde zur Feier ein Ochse geschlachtet und dem Vahaza (Weissen) ein Geschenk an Gänsen, Hühnern und Reis dargebracht, wobei eine Menge Reden gehalten wurden. Aber trotz dieser ausserordentlichen Gastfreundschaft wäre Rutenberg gern bald wieder abgezogen aus der von Ungeziefer wimmelnden Wohnung, wenn ihn nicht wiederholte Fieberanfälle mehrere Tage am Marschiren gehindert hätten.

Erst am 11. Juni fühlte Rutenberg sich wieder kräftig genug, um einen Marsch zu wagen; von Dorf zu Dorf musste ein Führer engagirt werden, da Niemand sich weit von seinem Heimatdorfe entfernen wollte. In ost-südöstlicher Richtung marschierend wird nach einer Stunde der ziemlich breite, aber flache Mangaraha durchschritten, dann geht es auf feuchtem Boden bergauf und bergab nach dem Dorfe Ambudimandira, in dessen Mitte auf einem freien Platze eine prächtige Tamarinde ihre Aeste ausbreitet. Der Erdboden ist vielfach tief gespalten, so dass man zwei Schichten über einander gelagert erkennen kann: rothen Lehm und blauen Gravel, der von breiten Quarzstrichen durchzogen ist. Die Gebirge zeigen schroffe Felswände, auf denen sich oft thurmartige Spitzen erheben. Da die Führer als ihr Ziel möglichst nahe gelegene Orte wählten und stets versicherten, dass es keinen anderen Weg gebe, so geschah es häufig, dass man in Schlangenlinien nach Nordwesten anstatt nach Südosten zog, ja am 25. Juni verliess sogar ein Sakkalavenführer seine Reisegesellschaft mitten in einem dichten Gebüsch, nachdem er sie zwei Stunden in der Irre herumgeführt hatte. Wie lange

Rutenberg noch in dieser Wildniss gewelt haben mag, lässt sich nicht feststellen, da aus seinem Tagebuche mehrere Seiten herausgerissen sind, auf welchem die weiteren Erlebnisse bis zum 24. Juli notirt waren. Am letzteren Tage finden wir ihn in der Nähe von Majunga,\*) wo er gerade wegen einer Expedition nach Bali unterhandelte. Ein Sakkalave erbot sich, ihn für 1½ Dollars in seinem Boote hinüber zu befördern, forderte aber ausser dem Gelde noch Rum und Seife, da diese Artikel in der Landschaft Boeni schwer zu haben seien. Kleine Perlen, die früher die Leute stets willfährig machten, übten hier wenig Anziehungskraft aus. Am 26. Juli stach das Boot wirklich in See und näherte sich bei mässigem Winde der Bai von Bali, deren Ufer flach und mit wenigen Bäumen besetzt waren. Rutenberg hoffte durch Vermittlung des französischen Agenten in Bali, Mr. André, Begleiter für eine Expedition in das Innere des wilden Sakkalavenlandes anwerben zu können, aber vergebens; Herr André war nach Saala und dann nach Majunga gefahren. Statt dessen wurde Rutenberg von einem Manne in das Haus der Königin gerufen, das ausser einigen Stühlen einen Spiegel und eine Laterne enthielt; hier über seine Pläne und Wünsche ausgefragt, erhielt er den Bescheid, am folgenden Tage den Entschluss des Kommandanten zu erwarten. Er ging in das Haus des Mr. André, das aber wegen der vielen Ameisen, Eidechsen und Ratten wenig einladend zur Nachtruhe war. Früh am folgenden Morgen wurde Rutenberg wieder zur „Majestät“ berufen und zuerst noch einmal vor dem „Palaste“ an „der Mauer des Gerichtshofs“ verhört in Gegenwart des Kommandanten, der mit einer silberbesetzten Weste bekleidet war. Unser Freund erklärte, dass er den grossen Wald bei Maues besuchen wolle, um Pflanzen für gute Medicin zu sammeln; er sei weder Engländer noch Franzose, sondern Deutscher, und seine Landsleute hätten keine Eroberungsgelüste. Der Kommandant schien mit seiner Rede zufrieden zu sein und zog sich mit seinen Leuten zu einer Berathung zurück. Rutenberg stellte nun ein Geschenk von Korallen und Perlen zusammen, legte seine Pistolen ab und begab sich in den Palast der „Königin“. Hier sassen zwei jüngere, wohlgenährte Sakkalavenfrauen, die Königin und ihre Schwester, mit Perlen und silbernen Arm- und Fussspangen geschmückt. Sie waren mit den Geschenken zufrieden und versprachen Führer bis Maues, aber weiter dürfe der „Weisse“ nicht gehen, denn jenseits der Grenze herrsche der Krieg. Man fragte ihn, zu welchem Könige er gehen wolle, er erwiderte, zu dem Hauptkönige Tsituhara,

---

\*) Nach einem Briefe an Mr. Martin vom 25. Juli 1878 in Marambitsa auf Nossi Valaun (?).

darauf erwiderte man ihm, das sei zu gefährlich, er solle lieber einen Brief an Lehidama schreiben, der würde ihm sicher Leute zur Bedeckung schicken. Rutenberg aber erklärte, das würde ihn zu lange aufhalten. Da wurde er entlassen, und aus dem Gelächter hinter seinem Rücken entnahm er, dass man ihn nur gefoppt habe. Schon nach einer Viertelstunde kamen zwei neue Abgesandte mit dem Befehle, entweder auf die Rückkehr des Herrn André zu warten oder brieflich Begleitung von Lehidama zu erbitten. Da verzweifelte Rutenberg an der Möglichkeit, von der Küste aus in das Innere der Insel zu gelangen, da er merkte, dass im Geheimen von Ort zu Ort die Weisung ertheilt werde, den Weissen nicht weiter vordringen zu lassen. Die Besitzer der Böte machen sich das zu Nutze und fordern immer höhere Preise für die Rückfahrt nach Majunga. Die Araber haben hier grossen Einfluss und wollen ihn sich durch die Europäer nicht schmälern lassen. Die Kriegsgewichte schienen die Eingeborenen besonders eifrig im Schiessen gemacht zu haben, denn Tag und Nacht hörte man das Knattern der Schüsse, das wohl durch die Ueberladung der Gewehre mit 3—6 Kugeln noch vermehrt wurde. Im Uebrigen suchten sie ihren Muth durch fleissigen Rumgenuss zu stärken, waren aber in Folge dessen häufig betrunken. Da für den folgenden Tag die Rückkehr des Herrn André erwartet wurde, so wollte Rutenberg mit ihm noch Rücksprache über weitere Versuche nehmen und machte in der Zwischenzeit kleinere Touren in der Umgegend. Bei dem Dorfe Ampaurupomena an der Marotiabucht sah er Leute im Wasser waten und mit einer Art Harpune den Fischen nachstellen, doch musste unser armer Freund bald wegen eines neuen Fieberanfalls umkehren, der glücklicher Weise nicht lange andauerte. Am 30. Juli verfolgte er wieder den Fluss Andrumaro aufwärts, konnte aber wegen des dichten Schilfgebüsches (Honko), des schlammigen Weges und der häufigen Stein- und Holzverschanzungen, die hier in früherer Zeit errichtet zu sein schienen, nur langsam weiter kommen. In dem Dorfe Kidzinzale fand er freundliche Aufnahme und erhielt sogar ein Geschenk an Reis, was ihm seit langer Zeit nicht zu Theil geworden war. Aber der Glaube, dass die Weissen nur deshalb das Land bereisten, um es für sich in Besitz zu nehmen, war allgemein verbreitet, und als einzigen Trost zeigte man auf die mit abenteuerlichen Figuren und arabischen Schriftzeichen bedeckten Fahnen, die den bösen Feind abwehren würden! Herr André kam nicht, deshalb fuhr Rutenberg am 3. August mit einer Lakka nach Behara, wo ihm gegen alles Erwarten die Aussicht auf Begleiter und Führer in das Innere des Sakkalavenlandes eröffnet wurde. Die Bewohner gehören dem Stamme Antankara (bei Vohemar) an und

sind ziemlich arm, sogar der Häuptling ist nur mit einigen Lumpen bekleidet. Reis und Fische waren die einzige Speise, die sie dem Fremdling bieten konnten. Es wurde verabredet, dass jeder der vier Begleiter für den Marsch nach Manerinerina (?) 7 Dollars erhalten solle, und zwar  $2\frac{1}{2}$  beim Antritte der Reise, 2 in Tsihutara und  $2\frac{1}{2}$  am Ziele. Doch als am 6. August der Kommandant wirklich mit vier Leuten erschien, behauptete er, es sei ihm verboten, dem „Weissen“ weiter zu helfen, man würde ihn um keinen Preis in das Innere der Insel eindringen lassen. Auch Herr André schrieb: „les gens sont de canailles“, er rathe nicht von dort aus einen weiteren Versuch zu machen. Da kündigte auch Jean Briton seinem Herrn den Dienst, weil er sein Leben nicht auf's Spiel setzen wolle. Aber unser armer Freund baute auf sein Glück, miethete sich eine Lakka für vier Dollars nach Vilamatse, um von dort mit einem Lastschiffe nach der Missionsstation Maiteranu zu fahren. Der Kommandant des Dorfes (Behara) fuhr ihn und seine Begleiter, einen Makua und einen Sakkalaven, deren Aeusseres allerdings wenig Anziehendes hatte, nach Belubaka, wo wegen des ungünstigen Windes übernachtet werden musste. Erst am folgenden Mittag (8. August) wurde Vilamatse erreicht, aber kein grösseres Schiff (dau) war zu sehen, und das Dorf bestand nur aus wenigen Hütten, doch gab es hier Hühner, Eier, Melonen und getrocknete Bananen (Feigen ähnlich). Die Leute tragen dort zuweilen einen Schlüssel als Amulet am Zipfel des Kopftuchs und Holzpföcke in den Ohrläppchen. Ein Mann aus Johama, der etwas englisch sprechen konnte, wusste trotz seiner Galgenphysiognomie sich unserm leider allzu vertrauensseligen Freunde als Diener zu empfehlen. Mit diesem und zwei Sakkalaven aus Beravi segelte er dann an der Küste nach Süden, bei den Dörfern Morotundru, Amzandru und der Mündung des Bemarivo vorbei bis zu dem verlassenem Dorfe Tsarapitsaha, wo zwei Leute aus Tamberanu verkündeten, dass zwischen den Königreichen Maiteranu und Menabe ein Krieg ausgebrochen sei. Deshalb entschloss sich Rutenberg, von Beravi aus den Vormarsch in das Innere der Insel anzutreten. Am 18. August wurde das Dorf erreicht und am 20. August der Marsch angetreten. Der eine Sakkalave trug Rutenberg's, der andere sein eigenes Gewehr, ausserdem waren noch zwei Gepäckträger und der Diener Andruani die Begleiter unseres kühnen Reisenden. Der Weg führte anfangs längs der Meeresküste über Dünen und durch Schilf nach dem kleinen Dorfe Ambalarana, wo das Mittagessen eingenommen wurde. Die Begleiter forderten Rum und Rutenberg opferte eine Perlenschnur, um ihr Gelüste zu befriedigen. Dann ging es weiter zu dem Flusse Andranube und auf

dem jenseitigen Ufer nach Betundru, wo übernachtet wurde. Am folgenden Tage musste der stark gewundene Fluss noch dreimal überschritten werden, ehe man zu der nächsten Station Benata gelangte, wo Palmen das hügelige Terrain schmückten. Am 22. August wurde Gebirgsland erreicht, das mit eigenthümlichen, zuckerhutähnlichen Felsspitzen besetzt ist. Spät am Abend wird eine Wasserlache aufgefunden, neben welcher Rutenberg sein Mückenzelt aufschlug und beim Scheine eines Lichtes noch seine Notizen machte. Am 23. August kam man wieder an den Andranube, in dessen Nähe sich eine Sakkalavenniederlassung befand. Es war kein eigentliches Dorf, denn da in dieser Gegend beständiger Kriegszustand herrschte, so schlugen die Leute im Dunkel des Gehölzes ihre Raffiazelte auf, die Männer standen mit Speeren und Gewehren von einer Schaar Hunde umgeben auf Posten, die Weiber hockten auf dem Erdboden und verfertigten Matten oder kochten übelriechendes Ochsenfleisch und Mais (Tsako). Am 24. August übernahm einer von den Dorfbewohnern die Führung durch das starke mit Bambus besetzte hügelige Land. Das Bergsteigen machte unserem Freunde viel Beschwerden, aber die Hoffnung, doch seinen Zweck zu erreichen, gab ihm stets neue Kraft.

Bis hierher (24. August 1878) reicht das Tagebuch unseres unglücklichen Freundes und ich habe nur noch die traurige Pflicht, sein schreckliches Ende nach dem sorgfältigen Berichte des Herrn Hildebrandt an dieser Stelle mitzuthemen. Wie ich früher schon berichtete, wurde dieser kühne Reisende von den beklagenswerthen Eltern unseres Freundes mit den Nachforschungen nach dem Schicksale ihres einzigen, so vielverheissenden Sohnes beauftragt und hat darüber die folgenden Nachrichten eingesandt:

„Nach vielen Bemühungen glückte es mir endlich, in Nossi Bé einen Küstenschuner zu chartern, und fuhr ich am 15. Juni 1879 mit der nöthigen Begleitung ab. Am 6. Juli landete ich in Beravi, wo inzwischen trotz all meiner Geheimhaltung bereits die Nachricht vom Kommen eines Europäers, der die Ermordung seines Stammesgenossen rächen würde, eingetroffen war. Durch diese falsche Auffassung meiner friedlichen Mission stiess ich auf manche Schwierigkeiten. Selbst die Mohammedaner Beravi's geriethen in Furcht und versuchten jede Kenntniss der früheren Reise eines Weissen oder gar dessen Ermordung abzuleugnen. Ich liess mich jedoch nicht beirren und gelangte durch Geschenke und Drohungen sehr bald zu den nöthigen Vorkenntnissen. Die Mörder, welche noch kurze Zeit vor mir in Beravi gewesen, um Vieh zu verkaufen, waren, als die Nachricht von meinem Kommen eintraf, des Schutzes des Sakkalaven-

stammes in Beravi, den sie bis dahin genossen, verlustig geworden und mussten das Gebiet verlassen. Sie waren nun zu einem Nachbarhäuptling (Sauri) gezogen, der ihnen nach Sakkalavasitte Schutz gewähren musste. Sie befinden sich wahrscheinlich noch heute in diesem Gebiete. — Ich berief nun die Häuptlinge der unwohnenden Sakkalaven, durch deren Gebiet ich reisen musste, nach Beravi zu einer Berathung. Dieselben erschienen auch mit grossem bewaffneten Gefolge. Nachdem sie ihrem Range entsprechende, ziemlich hohe Geschenke erhalten und sonstige Ceremonien beendet waren, setzte ich ihnen in langer Rede den Zweck meines Dortseins auseinander. Meine Absichten seien durchaus friedlich; ich sei vom trauernden Vater ausgesandt, um den Todesort seines unglücklichen Sohnes zu besuchen, wenn möglich die Gebeine desselben zu sammeln und in die Heimath zu bringen; ich käme nicht, um Rache an ihnen, den ganz Unschuldigen, zu nehmen, sondern um am Orte der Unthat zu beten; ich ersuche sie, mir Begleiter und Führer durch ihr Gebiet zu geben, damit ich in Frieden meinen traurigen Auftrag ausführen könne. Nach vielen Unterhandlungen, wie sie bei den Wilden stets getrieben, nach Erhöhung der Geschenke und Bestechung der Räthe erhielt ich endlich die Erlaubniss, durch ihr Gebiet zu ziehen, auch stellten sich die verlangten Führer ein. — Ich warb in Beravi und Umgegend noch einige Träger an, so dass sich die Karawane auf etwa vierzig Bewaffnete stellte, — und brach am 11. Juli von Beravi auf. Ich folgte so viel als möglich dem Wege meines unglücklichen Vorgängers. — Am 14. Juli trat ich in das Gebiet der Binnenlandstämme. Hier vermehrten sich die Schwierigkeiten. Die Dorfbewohner ergriffen die Flucht bei meinem Kommen, die ganze Gegend war aufgereggt und unter Waffen. Ich hatte Boten an die Häuptlinge zu senden und von ihnen zu empfangen, Geschenke auszuthemen u. dgl. Uebrigens schon am 16. war der Weg vor uns frei, Tags darauf langten wir beim letzten Dorfe (Belei, wo Rutenberg zum letzten Male unter schützendem Dache übernachtete) an. Hier beginnt die grosse Wildniss, welche sich als neutrales Grenzland zwischen den Sakkalaven und Hova hinzieht. Der Vorsteher dieses Dorfes, welcher mich auf Befehl eines Häuptlings als Führer bis zu meinem Ziele geleiten sollte, gerieth in grosse Furcht, da er glaubte, er sollte als Sühnopfer am Orte der schändlichen That getödtet werden. — Er entlief mehrmals und konnte nur durch ernste Drohungen und lockende Versprechungen zur Erfüllung seiner Pflicht angehalten werden. (Fast wäre es bei dieser Gelegenheit zu einem offenen Kampfe mit den Dorfbewohnern gekommen.) Ueber das Hochplateau Angasi gelangten wir am 19. Juli an den reissenden

Gebirgsfluss Maningaza. Hier ist der grausige Mord ausgeführt. Da, wo der Fluss durch grosse Felsmassen eingeengt, einen rauschenden Wasserfall bildet, findet sich eine kleine, flache Uferstelle, einiges Strauchwerk beschattet den Platz. Hier hat der Unglückliche, nachdem er sein frugales Mahl eingenommen, sich zur Nachtruhe hingestreckt. Im Schlafe überfielen ihn seine treulosen Begleiter, Varatraza und Bánamare. Sie hieben ihn mit schweren Knitteln auf die Arme und in den Nacken; ein Dolchstoss in den Rücken endete das Leben des Wehrlosen. Jetzt banden die Scheusslichen Stricke um den Leichnam und befestigten schwere Steine daran. Dann warfen sie ihn in den Fluss, da wo er am tiefsten und von zahlreichen Krokodilen bewohnt ist. Der dritte Begleiter (Andruani?) betheiligte sich nicht an der Unthat. Er flehte die Mörder um sein Leben an, gelobte ewiges Schweigen — und sie liessen ihn laufen, doch hat er, als er sich in Sicherheit fühlte, den ganzen Hergang des Verbrechens erzählt.“

Vergeblich liess nun Dr. Hildebrandt den zwei Meter tiefen Fluss nach allen Richtungen von guten Tauchern durchsuchen. Schliesslich errichtete er nach der Sitte der Eingeborenen einen hohen Steinhauften als einfaches, aber bleibendes Monument unseres unglücklichen Freundes. Fortan wird jeder Vorüberziehende einen Stein zu den vorhandenen hinzufügen und noch nach vielen Generationen wird dadurch an den unglücklichen Weissen erinnert werden, der fern der Heimath, hier als Opfer seines Erforschungstriebes von ruchloser Mörderhand fiel.



